

Heimatbuch.

Beiträge
zur altmärkischen
Heimatkunde

Band 2

Bibliothek
des
Vereins
für die Kunde der Geschichte
zu Engelstedt.

1938

Verlag und Druck Grimm-Sohn, Gardelegen

Bd
2

914

Gesamtbearbeitung: Dr. Edwin Ritter, Gardelegen.

Heimatbuch

Beiträge
zur altmärkischen
Heimatkunde

Dr. G. Gardelegen

Band 2



39, 105

1938

Verlag und Druck Grimm-Sohn, Gardelegen



Zum Geleit!

„Heimatland,
Sei es Moor oder Fels oder Sand,
Es ist daraus etwas zu gewinnen,
Wenn man's anschaut mit rechten Sinnen!“

Die überaus freundliche Aufnahme und die überraschend schnelle Verbreitung, die der erste Band unseres „Heimatbuches“ in Kreisen altmärkischer Heimatfreunde und -freundinnen gefunden hat, sowie die ehrende und ermutigende Anerkennung aus der wissenschaftlichen Welt haben mich veranlaßt, nach Jahresfrist den vorliegenden zweiten Band zu bearbeiten.

Ja unsere altmärkische Heimat! Ihr ist auch dieser zweite Band gewidmet, und er soll gleichzeitig zeigen, wie unsere liebe, alte Stadt Gardelegen, im Mittelpunkt der Altmark gelegen, mit ihrem Schicksal nicht allein in der Vergangenheit aufs engste verbunden ist, sondern wie sie auch Freude hat an großer Gegenwart und Freude an siegreichem Marsch in eine verheißungsvolle Zukunft.

Zu den alten Mitarbeitern sind neue hinzugekommen, und es ist mir eine angenehme Pflicht, hier an dieser Stelle allen für ihre selbstlose und einsatzbereite Mitarbeit meinen herzlichsten Dank auszusprechen, mit dem ich auch den an den Verlag

Grimm-Sohn verbinde, der sich mit anerkennenswerter Hingabe in den Dienst unserer Bestrebungen gestellt hat.

Möge der zweite Band des „Heimatsbuches“ allen altmärkischen Heimatfreunden und -freundinnen und über diesen Kreis hinaus allen Volksgenossen, insbesondere Sippenforschern, Sinn und Anregung für beschaulichen Rückblick, Ahnenverehrung und altmärkisches Brauchtum, in dem so viel germanisches Erbe des deutschen Volkes steckt, geben!

Gardelegen, den 14. November 1938.

Oberstudienleiter Dr. Edwin Ritter,
Obmann des Vereins für Heimatkunde
im Kreise Gardelegen, e. V.

Zur Geschichtsschreibung der Stadt Gardelegen

Pfarrer P. Pflanz, Kloster Neuendorf.

In Beckmann: „Historische Beschreibung der Chur und Mark Brandenburg“ (Berlin, 1751) wird im 5. Teil, I. Buch, IV. Kap. „Von der Stat Gardelegen“ gesagt: „Diese Stat hat insonderheit das glück, daß, gleich wie sich iederzeit viel Gelehrte leute darin aufgehalten, also von keiner andern Stat in der Mark so viel beschreibungen, als von dieser vorhanden sein. Den anfang hiervon hat gemacht der berühmte und sehr fleißige mann Arnold Bierstedt, gewesener Burgermeister dieses orts.“ - Es werden dann die Schriften Bierstedts über die Gardeleger Stadtgeschichte aufgeführt. Als weitere Gardeleger Chronisten werden genannt: M. Chr. Cerucius (um 1617), Joh. Bloccius (um 1622), M. Paulus Costerus (um 1637) und Joh. Falco (um 1656). -

„Endlich hat auch ein fleißiger Mann und Prediger bei S. Marien Kirche zu Gardelegen Christoph Schulze, ein vollständiges Gardelegisches Chronicon unter dem titel: Auf und Abnehmen der Stat Gardelegen abgefasst, und solches A. 1668 zu Stendal drucken lassen, darin er nichts unterlassen, was zu beschreibung einer Stat nöthig ist, anzumerken.“

„Man findet auch in der berühmten Schulzens Chronico

Barthol. R i s e b e r g i i, so vermuthlich der jüngere ist, Auf-
merkl. Sachen von der Stat Gardelegen, von etlichen Tomis
unterschiedene mahl angeführet." -

Als spätere Chronisten von Gardelegen nennt Bekmann dann
noch den Rektor Henrich K i r c h h o f, der „allbereit eine probe
in einem A. 1709, von den Gardelegischen sachen bekannt ge-
machten Programmate hat sehen lassen. (Diese Hofnung ist
durch den tod, und eine andere, welche der Hr. Superintendent
N o l t e n, dessen ehemaliger nachfolger gemacht, durch ander-
weilige beförderung und geschäfte unterbrochen worden.)" -

„Sonst hat auch der geschickte Rektor zu Magdeburg, Hr.
W a l t h e r, in seinen Magdeburgischen Merkwürdigkeiten
nicht zwar die Stat, jedoch deren gegend mit schönen anmer-
kungen erläutert, und wird man dessen unvergessend sein."

Diese Rückschau Bekmanns auf die Geschichtschreibung der
Stadt Gardelegen im Jahre 1751 kann auch heute noch als
grundlegend und wertvoll anerkannt werden. Es sollen hier
nur einige e r g ä n z e n d e A n m e r k u n g e n dazu gemacht
werden.

1) M. Arnold B i e r s t e d t ist tatsächlich der erste Chronist
von Gardelegen gewesen.

Er war im Jahre 1542 als Sohn eines Gardeleger Bürger-
meisters geboren und wurde, nachdem er in Wittenberg studiert
hatte, im Jahre 1562 zum Rektor der Gelehrtenschule seiner
Vaterstadt berufen. Nach dem großen Pestjahre 1566 wählte
man ihn in den Rat der Stadt; hier bewährte er sich in allen
Ämtern, die man ihm anvertraute, so daß er im Jahre 1586

Bürgermeister wurde. Dies Amt hat er in vorbildlicher Weise verwaltet bis zu seinem Tode im Jahre 1597.

Er hat sehr viele Schriften geschrieben, von denen leider die meisten nicht mehr vorhanden sind. Unter diesen war eine mit der Überschrift „Fidelis amicus Bierstedianus“, darin hatte er allerhand wohlverdiente Männer seiner Vaterstadt: Geistliche, Lehrer, Bürgermeister, Rathherren u. dgl. seit 1539, dem Reformationsjahr dieser Stadt, aufgeführt und gewürdigt. Ferner hat er wichtige Ereignisse, die er in Gardelegen miterlebt hatte, ausführlich beschrieben, z. B. die Pest des Jahres 1566 und den Blitzschlag, der im Jahre 1580 das Rathaus der Stadt beschädigt hatte. Schon als Rektor hatte er im Jahre 1564 eine „oratio succincta de Gardelegia“ gehalten und niedergeschrieben. Und im Anhang zu seiner Lebensbeschreibung gibt er auch den Plan zu einer großen, umfassenden Abhandlung über Gardelegen an. Es ist aber zweifelhaft, ob er zur Ausführung dieser Arbeit gekommen ist. Jedenfalls war schon zu Beckmanns Zeit - um 1750 - eine solche Schrift nicht in der Gardeleger Kirchenbibliothek unter den damals noch vorhandenen Schriften Bierstedts aufzufinden.

Arnold Bierstedt ist also der erste Chronist der Stadt Gardelegen gewesen. Es ist kein Zufall, daß auch hier ein Vertreter der ersten evangelischen Generation mit der Erforschung der Heimat den Anfang gemacht hat, etwa zu derselben Zeit, als in Osterburg der M. Christoph Entzelt die erste altmärkische „Heimatkunde“ geschrieben hat: „Chronicon oder kurze einfeltige verzeichnus - darinne begriffen, Wer die Alte

Markt und naechste Länder darbey seit der Sindfluth bewonet hat" - (Magdeburg, 1579).

Arnold Bierstedts heimatliche Geschichtsforschung und =beschreibung beschränkt sich auf die Geschichte seiner Vaterstadt. Und solche Beschränkung zeigt bei so einem großen, freien und vielseitig gebildeten Geist den „Meister“. Leider hat er aber neben all' seiner anderen amtlichen und auch schriftstellerischen Arbeit wohl nicht mehr die Zeit gefunden, die Geschichte seiner Vaterstadt Gardelegen in der umfassenden Weise, wie er geplant hatte, auszuarbeiten.

2) M. Christoph C e r u c i u s hat im Jahre 1617 eine Schrift „Gardelegii Fulgorem“ in Magdeburg drucken lassen. Christophorus Schulze empfiehlt sie auf S. 98 seiner Gardeleger Chronik dem, der „beliebet die furtrefflichen Männer unser Stadt in ihrer Geschicklichkeit zu sehen“. Sonst ist über diese Schrift und über ihren Verfasser mir nichts bekannt.

3) M. Johann B l o c c i u s (Bloch) war Lehrer des berühmten Gymnasiums zu Magdeburg. Er hat im Jahre 1622 unter dem Titel: „M. Johannis Bloci ductu et disciplinatu Gardelegiae Sect. 1—7“ eine Anzahl von Vorträgen drucken lassen, welche von den Gardeleger Burgerstohnen 1) Nicolaus Holckering, Martin Praetorius, Jakob Trüstedt, Joachim Culebars, Joachim Custer, Wolfgang Friedrich Culebars und Joachim

1) Bloccius scheint irgendwelche verwandtschaftlichen Beziehungen zu Gardeleger Bürgerfamilien gehabt zu haben. Auch der aus Gardelegen stammende Johannes Grube, später Pfarrer in Groß-Moringen, hat als Schüler bei ihm gewohnt.



Gardelegen, St. Marien mit Stadtmauer.

Lange im Magdeburger Gymnasium gehalten sind. Diese sieben Vorträge handeln: 1. „Von dem alterthum der Stat“, 2. „von deren Strassen und Flüssen“, 3. „von den Kirchen und Hospitälern“, 4. „von dem Rathause und andern öffentlichen gebäuden“, 5. „von der Religion und alten Heidenthum, auch von der Justiz und andern Tugenden der Einwohner“, 6. „von pestzeiten, theurung, kriegesgefahr, und anderen empörungen daselbst“, 7. „von etlichen lobsprüchen und dergleichen die Stat belangende“. 2)

Das ist also immerhin schon eine ziemlich umfassende Arbeit über die Stadt Gardelegen. Und da sich im Staatsarchiv Magdeburg ein Exemplar dieses Druckes erhalten hat, so sei hier auf diese bisher wohl noch wenig oder gar nicht benutzte Quelle der Gardeleger Stadtgeschichte hingewiesen.

4) M. Paulus Costerus (Köster) ist im Jahre 1571 in Gardelegen geboren als Sohn des Pfarrers Tilemann Köster, hat in Wittenberg und Helmstedt Theologie studiert, wurde im Jahre 1596 Konrektor an der Schule seiner Vaterstadt und im Jahre 1599 Diaconus in Gardelegen. Im Jahre 1607 wurde er nach dem Tode des „Inspektors“ (Superintendenten) Johannes Scharlach auf dessen Stelle berufen und hat bis zu seinem Tod im Jahre 1643 - also 35 Jahre, und was für schwere Jahre! - an dieser Stelle tapfer und treu gestanden. - Mitten in der schlimmsten Zeit des Dreißigjährigen Krieges, im Jahre

2) Zitiert nach Bekmann. Die Angabe der Verfasser verdanke ich dem Staatsarchiv Magdeburg.

1638, hat er in Helmstedt eine Schrift drucken lassen: „Monochromata Gardelegiensa, h. e. Imagines Unicolores, Nobilium, Doctorum, Pastorum, Archi- et Diaconorum, Consulum, Senatorum, Secretariorum, Accisarum et Fori Magistrum, Scholae Collegarum, Aedituorum, Literatorum civium, Studiosorum Academicorum, Pictorum et Chirurgorum in territorio Gardelegiensi.“

Diese Schrift, die offenbar eine Fortsetzung von A. Bierstedts „Fidelis amicus Bierstedianus“ und Kösters „Monochromata Gardel.“ ist, mag sich heute vielleicht noch hier und da in einer größeren Bücherei finden. In Gardelegen ist sie nicht mehr vorhanden.

5) Johannes Falco war von 1628 bis 1658 Pfarrer in Poritz. Er entstammt wohl dem alten vornehmen Falkengeschlecht der Stadt Gardelegen und hat im Jahre 1656 in Helmstedt eine Schrift drucken lassen: „Ellogium Gardelebiae“, die nach Christophorus Schulze (S. 98) auch eine Quelle zur Kenntnis berühmter Gardeleger Männer war. Auch sie ist in Gardelegen nicht mehr zu finden.

6) Über das „vollständige Chronikon der Stadt Gardelegen“, das M. Christophorus Schulze, Pfarrer an der Marienkirche in Gardelegen, im Jahre 1668 herausgegeben hat („Auf- und Abnehmen der löblichen Stadt Gardelegen . . .“) erübrigt es sich, hier noch viel zu sagen. Es ist ohne Zweifel das Hauptgeschichtswerk dieser Stadt und ist in den letzten Jahren immer wieder in heimatlichen Zeitschriften behandelt. Im Rathausarchiv von Gardelegen hat sich ein Exemplar dieses

Buches mit vielen handschriftlichen Nachträgen erhalten. Und ich habe in „Lieb' Heimatland“, 6. Jahrg., Nr. 9, den Nachweis erbracht, daß diese Nachträge von der Hand des M. Christophorus Schulze stammen, daß es also das Handexemplar des Verfassers gewesen ist. Die Nachträge reichen bis zum Jahre 1685, dem Todesjahr des Chr. Schulze.

In diesem Buch haben wir eine sehr reichhaltige und wertvolle Quelle für die Geschichte der Stadt Gardelegen im 17. Jahrhundert. Schulze hat dabei aber offenbar auch alle früheren Schriften über die Gardeleger Stadtgeschichte benutzt. Bekmann nennt davon nur eine Schrift des Bartholomäus Rieseberg. Auf diese „Manuskripte der Herren Riesebergen“ weist auch Schulze selbst in dem Vorwort seiner Chronik hin. Diese Handschrift war lange Zeit verschollen. Es ist mir gelungen, sie in der Handschriftenabteilung der Preussischen Staatsbibliothek in Berlin wieder zu entdecken. Sie trägt den Titel: „Notabilia, Denkwürdigkeiten oder aufmerklliche Sachen von der Stadt Gardelegen, ihrem Namen, Anfang und ihrer Erbauung und was Denkwürdiges darin geschehen und vorgekommen ist: zuerst von dem ehrwürdigen, hochgelehrten Herrn M. Bartholomäus Rieseberg mit Fleiß annotiert, das folgende, was nützlich gewesen, von mir, P. S. von Jahr zu Jahr darin geschrieben. 1616.“

Pfarrer O. Reichmann-Winterfeld hat nach eingehendem Studium dieser Handschrift in „Lieb' Heimatland“, III. Jahrg., Nr. 9, darüber berichtet. Die Aufzeichnungen beginnen im Jahre 1560 und stammen zunächst zweifellos von M. Bartho-

Iomäus Rieseberg. Der war im Jahre 1530 in Seyda geboren als dritter Sohn des Pfarrers Bartholomäus Rieseberg, welcher im Jahre 1539 die Reformation in Gardelegen zum Siege geführt hatte und von 1540 bis 1566 der führende Geistliche in dieser Stadt gewesen ist. Sein Sohn Bartholomäus wurde im Jahre 1558 Rektor, im Jahre 1563 Diakonus an St. Marien in Gardelegen. In dem großen Pestjahr 1566 sind sein Vater und er kurz nacheinander von der Seuche dahingerafft. In diesem Jahre hören auch die Aufzeichnungen von seiner Hand in dem oben erwähnten Schriftstück auf. Eine andere Hand aber hat darin weiter geschrieben und vor allem über die ersten Jahre des Dreißigjährigen Krieges viel aus Gardelegen berichtet. Reichmann hat das Wichtigste daraus in „Lieb' Heimatland“, III, 10 - IV, 3, in freier Form nacherzählt. Der Verfasser dieser Aufzeichnungen nennt seinen Namen nur durch die Anfangsbuchstaben „P. S.“ Und es ist bisher nicht gelungen, festzustellen, wer dahinter steht. Ist es vielleicht Paschasius Schinnemann, der in Schulzes Chronik im Jahre 1610 als Ratsherr, 1618 als Kämmerer der Stadt genannt wird?

Nach dem Tode des Hauptchronisten M. Christophorus Schulze (1685) tritt eine Pause und Lücke in der Gardeleger Geschichtschreibung ein.

Bekmann nennt noch den Rektor Heinrich Kirchof, der im Jahre 1709 in einem Programm eine „Probe von Gardelegischen Sachen“ bekannt gemacht habe 3), aber bald gestorben

3) Ein Exemplar dieses Programms hat sich in der Bücherei der Gardeleger Oberschule erhalten.

sei, und den Superintendent N o l t e n , dessen hoffnungsvolle Arbeit auf diesem Gebiet „durch anderweitige beförderung und geschäfte unterbrochen worden“.

Johann Rudolf N o l t e n , im Jahre 1691 in Timmerlah bei Braunschweig als Pfarrerssohn geboren, wurde im Jahre 1715 Rektor, bald darauf Diaconus, Archidiaconus und im Jahre 1735 Oberpfarrer und Superintendent in Gardelegen. Im Jahre 1741 wurde er als Generalsuperintendent der Altmark und Prignitz nach Stendal berufen, wo er im Jahre 1754 gestorben ist.

Von seinen Schriften über Gardelegen haben sich zwei erhalten in einem allerdings wohl ziemlich selten gewordenen Büchlein, das mir durch einen glücklichen Zufall in die Hände kam. Es trägt den Titel: „Historicorum Palaio - Marchicorum Collectio I. Das ist: Der Altmärkischen Historischen Sachen Erste Sammlung, gesammelt und ans Licht gestellt von Julio Conrad. Rüdemann, Brunsvicensi, Pastore an St. Jacobi Kirchen in Stendal“ (Salzwedel 1726). Die zweite Sammlung ist im Jahre 1727 erschienen. Das III. Kapitel der ersten Sammlung trägt die Überschrift: „Johannis Rudolphi Noltensis, Archi-Diaconi an St. Marien in Gardelegen, Unvorgreifliche Gedanken von dem Namen und Ursprung der Stadt Gardelegen.“

Nolten erörtert darin die verschiedenen Erklärungen des Namens Gardelegen als „Garda legionum“ des römischen Feldherrn Claudius Drusus, als Ort „am Garten gelegen“, als „Crodolöven“ = Stätte, da der Götze Credo angebetet sei.

Er lehnt diese drei Erklärungen ab und erklärt den Namen von dem alten deutschen Wort „Garda“ = Verzäunung, Gardelegen = befestigter Platz.

In der zweiten Sammlung der „Altmärkischen Historischen Sachen“ trägt Cap. II die Überschrift: „J. K. Nolteni u n = gläubiges und abergläubiges Gardelegen.“ Nolten setzt sich darin kritisch auseinander mit den Chronisten, die behaupten, daß in Gardelegen alte heidnische Götzen namens „Crodo“ und „Jfs“ verehrt und daß davon die Namen „Gardelegen“ und „Jfenschnippe“ herzuleiten seien. Er will den Namen „Jfenschnippe“ lieber herleiten von dem „entsetzlich hohen und dicken Thurm“ der alten Burg Gardelegen, der „eisern“, das heißt in unsrer deutschen Sprache: sehr fest und hart, und mit einer „Schnippe“, d. h. Spitze versehen war. Er bringt dann noch einzelne Nachrichten „von dem abergläubigen Gardelegen“ aus der Zeit vor der Reformation, die auch Christ. Schultze schon erwähnt hat.

J. C. R ü d e m a n n selbst berichtet in den beiden Sammlungen seiner Altmärkischen Historischen Sachen „Merkwürdigkeiten der alten Marck von den ersten 6 Monaten dieses Jahres“ (1726 u. 1727), darunter auch aus Gardelegen einiges über die damaligen Schulkollegen der Stadt, über die „rothe Ruhr“, an der im Jahre 1727 439 Personen gestorben sind, über die Magistratspersonen und andere ziemlich unbedeutende Dinge.

Im Jahre 1751 erschien dann das schon anfangs erwähnte große Werk von B e k m a n n : „Historische Beschreibung der

Ehre und Mark Brandenburg nach ihrem Ursprung, Einwohnern, Natürlichen Beschaffenheit, Gewässer, Landschaften, Stäten, Geistlichen Stiftern etc, Regenten, deren Staats- und Religionsb., Handlungen Wapen, Siegel und Münzen, Wohlverdienten Geschlechtern Adlichen und Bürgerlichen Standes, Aufnehmen der Wissenschaften und Künste in derselben, Theils aus schriftlichen und aus Archiven hergenommenen oder auch gedruckten urkunden, theils aus der erfahrung selbst zusammengetragen und verfasset von Johann Christoph Bekmann, weil. der h. Schrift D. u. Prof. auf der Universität Frankfurt, Mitglied der Königl. Soc. der Wissenschaften, ergänzet, fortgesetzt und herausgegeben von Bernhard Ludwig Bekmann, des Königl. Joachimsthal. Gymnasiums Professor und Mitglied der Königl. Preussischen Academie der Wissenschaften, Berlin, zu finden bei Christian Friedrich Voss, 1751."

Es ist also ein Werk, das die ganze Mark Brandenburg behandelt. In seinem fünften Teil, 1. Buch, 4. Kapitel, wird die Stadt Gardelegen eingehend behandelt, nicht nur die Geschichte, sondern auch die derzeitigen bürgerlichen Einrichtungen und Zustände der Stadt, auch allerlei Merkwürdigkeiten aus deren Natur, auch die umliegenden Ortschaften.

Eine außerordentlich fleißige und gründliche Arbeit! Das Werk findet sich glücklicherweise auch noch in vielen größeren Büchereien, auch in der Altmark, nur leider in Gardelegen nicht mehr.

Im Jahre 1765 erschien in Salzwedel der erste Band der altmärkischen Urkundensammlung von Ph. W. Gercken:

„Diplomataria Veteris Marchiae Brandenburgensis“, im Jahre 1767 der zweite Band, im Jahre 1769 von demselben der „Codex Diplomaticus Brandenburgensis“. Darin sind auch eine Anzahl Urkunden, die Stadt und Burg Gardelegen betreffen, gedruckt.

Im Jahre 1800 erschien in Stendal ein Buch: „**U b e r d i e A l t m a r k**. Ein Beitrag zur Kunde der Mark Brandenburg.“ Der Verfasser desselben verschweigt seinen Namen. Wir wissen ihn aber: H. Ch. Steinhart 4). In diesem Buch wird zuerst die Altmark im großen und ganzen beschrieben, ihre Geschichte, ihre damalige politische und kirchliche Einteilung, ihre wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Verhältnisse u. a. Dann werden viele altmärkische Ortschaften im einzelnen behandelt, darunter im 9. Kapitel des zweiten Teils: „**G a r d e l e b e n**“. Auf den ersten 23 Seiten dieser Abhandlung wird wieder einmal die Frage, woher der Name dieser Stadt und ihrer Burg Henschnibbe stammt, unter Hinweis auf alten heidnischen Götzendienst sehr ausführlich erörtert, dann folgen auf 13 Seiten allerlei Nachrichten über diese Stadt, die im wesentlichen aus der Chronik des Chr. Schulze geschöpft sind.

Im Jahre 1832 erschienen die: „Mitteilungen über die Stadt und den Landrätthlichen Kreis Gardelegen von David B a u f e,

4) Mir ist freilich weiter nichts über ihn mit Sicherheit bekannt als nur sein Name. Vielleicht war es der Pfarrer Heinrich Christoph Steinhart, der 1790/91 in Erxleben b. Osterburg war und später in Dobbrun.

Pastor von Ijenschnibbe, gedruckt bei Franzen und Große, Stendal".

Der Verfasser sagt in der Vorrede dazu, „daß Entzelt, Christoph Schulze, Gericke 5), Bekmann, Wohlbrück 6) und ähnliche Männer" seine „Leitsterne" bei dieser Arbeit gewesen seien, lehnt es aber ab, im einzelnen anzugeben, wo er ihnen gefolgt sei, da das für den gewöhnlichen Leser langweilig sei.

Dadurch verliert dies Werk, das auch sonst ziemlich subjektiv (aufklärerisch und biedermeierisch) ist, sehr an wissenschaftlichem Wert. Nur die Schilderung der Zeitereignisse, die der Verfasser im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts in Gardelegen miterlebt hat, und die Beschreibung der politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zustände in dieser Stadt ums Jahr 1830, wie Bauke sie aus eigener Anschauung gibt, haben für die Gardeleger Stadtgeschichtsschreibung Wert. Außerdem sind die Mitteilungen über die Ortschaften des Kreises Gardelegen (die Bauke wahrscheinlich im wesentlichen aus Bekmann entnommen hat) für die Heimatsforschung des Kreises Gardelegen von einigem Wert gewesen.

Für die weitere Geschichtsschreibung der Stadt Gardelegen im 19. Jahrhundert ist vor allem zu nennen der „Codex diplomaticus Brandenburgensis, Sammlung der Urkunden, Chroniken und sonstigen Quellenschriften für die Geschichte der Mark Brandenburg und ihrer Regenten, heraus-

5) Er meint wohl Gerckens Dipl. Vet. March. Brand.

6) Vermutlich Wohlbrücks Arbeiten über das Geschlecht der von Alvensleben.

gegeben von D. Adolph Friedrich R i e d e l " (Berlin 1838/63), ein großes urkundliches Sammelwerk von insgesamt vierzig Bänden. Im 6. Band dieses Werkes (erschienen 1846) 7), im IV. Kapitel, ist „Schloß und Stadt Gardelegen“ behandelt. Vor den 246 Urkunden, die darin aus der Geschichte der Stadt und ihrer Burg abgedruckt sind, steht eine nicht sehr lange, aber gute Zusammenfassung dieser Geschichte.

An deren Schluß heißt es: „Eine ausführliche Bearbeitung der Geschichte der Stadt hoffen wir von einem mit der Lokalgeschichte vertrauten Einwohner derselben zu erhalten und begnügen wir uns daher hier damit, nur die wichtigsten Stücke aus den für die Geschichte der Stadt Gardelegen erhalten gebliebenen Quellschriften durch den Abdruck zu weiterer Benutzung zugänglich zu machen.“

Die hier vor fast hundert Jahren ausgesprochene Hoffnung ist seitdem nicht in Erfüllung gegangen. Aber sie bleibt unter uns Gardeleger Heimatforschern und -freunden bestehen.

Und das, was ich hier im „Heimatbuch“ über die gesamte bisherige Gardeleger Geschichtsschreibung mitgeteilt habe, möge dann einmal „d e m Gardeleger Geschichtsschreiber des 20. Jahrhunderts“ eine Hilfe bei seiner Arbeit sein!

7) In meiner Heimatbücherei vorhanden.

Das Lehnsaufgebot in Gardelegen im Jahre 1610

Arthur Klatt, Gardelegen.

Mit der Erfindung der Feuerwaffen und dem Aufkommen der Söldnerheere hatte das das Mittelalter beherrschende Lehnswesen seine innere Berechtigung verloren. Schon vorher war es in Formen erstarrt, und der ursprüngliche Sinn, die gegenseitige Treue von Lehnsherr und Vasall in Stunden der Not und Gefahr, war gegen Ausgang des Mittelalters einer veräußerlichten Auffassung gewichen, die Rechte und Pflichten beider Teile genau abgrenzte und in einem umfangreichen, ins Einzelste gehenden Lehnrecht kodifizierte. Der Lehnsherr belohnte nun nicht mehr den Vasallen für geleistete treue Dienste aus freiem Willen, es bestand nunmehr ein Rechtsanspruch des letzteren auf das Lehn; sein Bestreben ging dahin, die Rechte zu vermehren und die Pflichten zu vermindern.

Verbunden war diese Entwicklung mit dem Steigen der Macht der Stände: der Ritterschaft und der Städte, die insbesondere in der Kurmark Brandenburg die landesherrliche Macht im Laufe der Zeit stark einengten. Durch ihr uneingeschränktes Recht, die Landessteuern zu bewilligen, drangen sie den Landesfürsten umfassende Rechte und Privilegien unter Ausnützung ihrer Finanzdiktatur ab in einer Zeit, die insbe-

sondere nach der Reformation in den Religionswirren, der drohenden Türkengefahr, aber auch in dem damals beginnenden Streben Brandenburgs nach Einfluß in Preußen und den rheinischen Landen eine starke einige, nach außen geschlossene Landesgewalt bitter nötig gehabt hätte. Wohl erließ der umsichtige Kurfürst Joachim Friedrich bald nach Regierungsantritt am 3. Juni 1598 ein allgemeines Bereitschaftsdekret, in dem er der Ritterschaft nicht ohne Schärfe befahl: „Wollet euch mit guten Pferden, tüchtigen Knechten, vnd darzu gehörigen Rüstungen, als bald vnd ohne einigen Verzug, gefaßt machen, vnd in stetiger guter bereitshaft sitzen, damit ihr vns nicht alleine, wie ihr vns zu dienen schuldig, sondern so starck ihr immer auffkommen vnd euch außrüsten könnet, bey tag vnd Nacht, an Ort vnd ende, wann vnd wohin wir euch bescheiden, in eil selbst persönlich zu reiten, vnd zum fortzuge wider den feind mit aller zubehörung gerüstet seyn, vnd erscheinen möget 1).“ Ein gleiches Gebot ging an die Städte. Welch klägliches Ergebnis, als dann das gesamte Lehnsaufgebot der Mark Brandenburg nicht mehr als etwa 1000 Reiter und 4000 Mann Fußvolk zählte. Daran haben wohl die in der Folge unaufhörlich ergehenden Aufgebote, bald der Ritterschaft, bald der Städte, die „geschärften Edikte“, bei Verlust des Lehens nicht in fremde Kriegsdienste zu treten, wenig geändert.

1) Mylius. Corpus Constitutionum Marchicarum. Berlin 1751. VI. 1. Abt. S. 141.

Es scheint beim brandenburgischen Adel damals eine große Neigung bestanden zu haben, durch Kriegsdienst bei fremden Herren zu Ruhm und Ansehen zu gelangen. Interessant ist in dieser Hinsicht eine Aufforderung des Kurfürsten Joachim II. an die von Alvensleben zu Gardelegen vom Jahre 1537, sich in „diesen gefährlichen Zeitläuften mit Knechten, Pferden, Harnisch und aller Rüstung bereit zu halten“ und nicht ohne Erlaubnis außer Landes zu ziehen, insbesondere sich nicht beim König von Frankreich oder beim Türken um Kriegsdienste zu bewerben 2).

In welcher Rüstung bei einem Aufgebot zu erscheinen war, ist in einem Edikt des Kurfürsten Georg Wilhelm vom Jakobitage 1626 gesagt. Danach mußten tüchtige Roßknechte mit guten Reiterharnischen gestellt werden, bei jedem Pferde an einem Bandelier die Pistolentaschen mit zwei Pistolen, das nötige „Kraut und Lot“ mußte vorhanden sein, ebenso eine Seitenwehr. Die zu stellenden Fußknechte waren mit einem guten Harnisch, einer guten Muskete, „die ihre rechte Länge hat“, dazu Kugeln von „rechter Schwere und Größe“, weiter mit Pikeen, vorn an der Spitze und unten mit Eisen beschlagen, und mit einer Seitenwehr zu versehen 3).

In dem Edikt findet sich ein bezeichnendes Eingeständnis der eigenen Schwäche dieses unglücklichen Herrschers während der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, wenn es sagt: „Wann man, sonderlich aber im anfang, stärker auff den Beinen gewesen,

2) Abgedruckt bei Gercken, Dipl. Vet. March. Brand. II. 566.

3) Mylius a. a. O. III. 2. Abt. S. 27.

also das der Pässe nur etliche besser besetzt werden können, würde noch vielem ubel vnd vngemache deß Landes für zu kommen, vnd dasselbte abzuwehren gewesen seyn."

Auch der Nachfolger Joachim Friedrichs, Kurfürst Johann Sigismund, sah sich bald nach seinem im Jahre 1608 erfolgten Regierungsantritt gezwungen, ein allgemeines Aufgebot und eine Generalmusterung auszusprechen, nachdem durch den Tod des Herzogs von Jülich im Jahre 1609, auf dessen Land Brandenburg durch Erbfolge berechnigte Ansprüche erhob, durch den Jülich'schen Erbstreit eine allgemeine Krisis heraufbeschwohren war. Am 21. Februar 1610 erließ er eine Zirkularordre an die Ritterschaft und die Städte der Mittelmark, zur Musterung am 8. und 9. März zu erscheinen. Desgleichen ordnete er in einem Brief vom 24. Februar 1610 an Stefan Gans Edler zu Putlich, Erbmarschall der Kurmark, Thomas von dem Knesbeck zu Tylsen, Landeshauptmann der Alten Mark, und Rittmeister Balzer von Wernstedt in der Stadt Gardelegen eine öffentliche Musterung für die Altmark auf den 8. und 9. März an und ernannte diese drei gleichzeitig zu Kommissaren, denen die Durchführung oblag. In dem Briefe weist der Kurfürst darauf hin, daß sich wohl niemand nach den vielfachen Bereithaltungsedikten mit Unwissenheit entschuldigen oder mit andern Ausreden kommen könne. Nachdem schon die Musterung des Fußvolks fast durchgeführt sei, müsse er sich auch über den Zustand der ihm zu leistenden Rosßdienste Gewißheit verschaffen. Zu achten sei von den Kommissaren darauf, daß die von Adel entweder in Person oder vertreten durch einen ande-

ren Ritterbürtigen, falls jemand am Erscheinen verhindert sei, in Rüstung durchreiten müßten. Es dürfe nicht wieder wie bei der letzten Musterung geschehen, daß „kleine Schwache Klepper oder auch Kutscher, Vögete, Fischer und dergleichen Schlimb und unversucht Lumpengesinde anstatt guther starcker Hengste und versuchter ehrlicher reißiger Knechte“ zur Stelle gebracht würden, „wollen wir unter den Hauffen durchaus nicht wissen“. Auch die Rüst- und Heerwagen müßten sich in kriegsmäßigem Zustande befinden. Über den Befund sei eine eingehende Musterrolle aufzustellen. Binnen Monatsfrist nach der Musterung seien zutage getretene Mängel unbedingt abzustellen. Ferner sollten die Kommissare den gesamten altmärkischen Roßdienst in einige Kompanien einteilen und diese unter den Befehl einiger ausgewählter Mannen der Ritterschaft stellen, denen von den anderen unbedingter Gehorsam geleistet werden müsse.

Da die Ritterschaft aber nach altem Herkommen für jedes gestellte Pferd das Nachtgeld, eine Entschädigung für Futter- und Quartierkosten für die Zeit der Musterung, beanspruchen könne, verspricht der Kurfürst, einen Sekretär mit der nötigen Summe Geldes zur rechten Zeit nach Gardelegen zu schicken. Dieser werde auch das Verzeichnis der letzten Musterung der altmärkischen Ritterschaft vom Jahre 1588 zum Anhalt und Vergleich mitbringen

In einem weiteren Schreiben vom 27. Februar 1610 an die Kommissare teilt der Kurfürst mit, daß sie für ihre Tätigkeit angemessen entschädigt werden sollen und erläutert seine Be-

stimmung wegen des Nachtgeldes dahin, daß denen vom Adel für das Pferd das herkömmliche Nachtgeld in Höhe von zehn Silber Groschen sechs Pfennigen für jede Nacht, insgesamt für zwei Nächte, gegeben werden soll. Das Nachtgeld könnte aber nur der Adel für die zu stellenden „reisigen“ Pferde, die Reitpferde, beanspruchen. Für die Reitpferde, die von den Städten und Klöstern zu stellen wären, ferner für die Rüstwagenpferde des Adels könne nichts gegeben werden. So sei es Herkommen, und so sei es auch bei der letzten Musterung, die sein Großvater im Jahre 1588 ausgeschrieben habe, gehalten worden. Der kurfürstliche Sekretär Siegmund Hartmann werde mit der Summe von 180 Talern zur Bezahlung des Nachtgeldes nach Gardelegen gesandt werden. Gercken in seinen *Diplomataria Veteris Marchiae Brandenburgensis*, Salzweidel 1765, in denen dieser Schriftwechsel und die Musterrolle des Jahres 1610 abgedruckt ist, führt hierzu an, daß bei späteren Musterungen das Nachtgeld wohl niemals wieder gegeben sei. Im Jahre 1620 wäre es zwar versprochen worden, für jedes Pferd einen halben Gulden, 1623 seien, weil der Kurfürst zur Bezahlung kein Geld gehabt hätte, die Lehnnpferde nicht aufgezo-gen. Im Jahre 1656 sei es der Ritterschaft gegen ihre Vorstellungen rundweg abgeschlagen worden.

In einem weiteren Erlaß vom 27. Februar 1610 an den Hauptmann der Altmark, Thomas von dem Knesebeck, weist der Kurfürst darauf hin, daß dieser in seiner Eigenschaft als kurfürstlicher Beamter auch mit den Pferden, „mit denen er für das Amt bestellt sei“, nach altem Brauch musterungspflichtig

sei. „So befehlen wir dir hiemit gnediglichen“, heißt es weiter, „du wollest dich deines theils ingleichen darnach achten, dass du den 8. Monats tag Martii, wen du legen Abend zu Gardelegen einkömbst, solche deine Anzahl Pferde mit könnenst zur Stelle bringen, die wol staffiret angeben und dieselben folgendes tages zu solcher Musterung öffentlich präsentieren.“ In seiner Erwiderung an den Kurfürsten vom 10. März, dem Tage nach der Musterung, erklärt Thomas von dem Knesebeck jedoch, daß er die ihm vom Amt auf Landeskosten zu haltenden Pferde diesmal nicht zur Musterung gestellt hätte. Die Berufung des Kurfürsten auf das Herkommen greife nicht durch. Im Gegensatz zu ihm sei sein Amtsvorgänger Rittmeister gewesen, und diesem wäre in seinem Amt eine ansehnliche Anzahl „reissiger“ Pferde gehalten worden. Er selbst benötige zwar auch zur Ausübung seines Amtes und für die Bestellung des fürstlichen Geleites eine Anzahl Pferde, von Amts wegen würden ihm jedoch nur vier Pferde gehalten, wobei es in sein Belieben gestellt sei, ob es Kutsch- oder Ritterpferde wären. Er sei mit seinen Lehngütern zwar nur mit drei reissigen Pferden zum Lehnsdienste verpflichtet, habe aber meistens deren fünf oder sechs aus freiem Willen gehalten. Obwohl er die vier Amtspferde selbstverständlich zur Musterung hätte stellen können, habe er es unterlassen, weil die geringe Zahl sicher nicht zur Vermehrung des kurfürstlichen Ansehens beitragen könnte, zumal man mit dem Besuch des Herzogs Joachim Carl von Braunschweig zur Musterung in Gardelegen gerechnet hätte. Dieser scheint aber ausgeblieben zu sein. Thomas von dem Knesebeck stellt daher

in des Kurfürsten Belieben, ob es künftig nur bei den vier Amtspferden belassen werden könne.

Nebenbei beschwert er sich, daß ihm die verschriebene Hofkleidung noch nicht zugegangen sei. Hierzu sei bemerkt, daß die Landesfürsten allgemein in jener Zeit eine einheitliche Hofkleidung lieferten. Auch der lehnspflichtige Adel erhielt sie gelegentlich, so weist Kurfürst Johann Georg von Brandenburg in einem Schreiben vom 18. November 1565 den Valentin von Alvensleben zu Jfensch nibbe bei Gardelegen an, als er ihn mit vier Knechten in Ausübung seiner Lehns Gewalt zur Begleitung zu einer Hochzeit zum kurfürstlichen Hofe in Marburg bestellt, die Kleidung für ihn und die Knechte von dem kurfürstlichen Hoffschneider in Berlin anzufordern 4). Auch der Hauptmann der Altmark scheint als kurfürstlicher Beamter einen Anspruch auf Lieferung dieser Kleidung gehabt zu haben.

Die übrigens für einen kurfürstlichen Beamten seltsam erscheinende strikte Weigerung, die Amtspferde zur Musterung zu stellen, legt, abgesehen von der den Ständen gegenüber wenig vermögenden landesherrlichen Gewalt, die Vermutung nahe, daß Knesebeck sich tatsächlich nur vier Kutschpferde von Amtswegen gehalten hat. Es finden sich übrigens häufig Edikte der verschiedenen Kurfürsten jener Zeit, die dem Unwesen des verweichlichenden Adels, sich nur Kutschpferde zu halten und nur in Kutschen zu reisen, zu steuern suchen.

Am 10. März 1610, noch in Gardelegen nach dem Tage der Musterung, stellt Knesebeck den befohlenen Bericht über die

4) Gercken a. a. O. II. S. 567.

Musterung und die Musterungsrolle auf. Nach letzterer waren in Gardelegen zur Musterung folgende Geschlechter erschienen:

die von der Schulenburg wegen ihrer Stammgüter mit 24 reißigen Pferden und einem Rüstwagen mit 4 Pferden, Lippold von der Schulenburg für sich, seine Brüder und Vettern wegen des innehabenden Klosters Dambeck mit vier Pferden und einem Rüstwagen mit 2 Pferden, die von der Schulenburg wegen des Gutes Falkenberg, wegen der Dannengüter, wegen der Griedpergüter mit je einem Pferd, wegen der Ballerstedter Güter mit einem halben Pferd;

die von Bartensleben zu Wolfsburg und Brome wegen ihrer altmärkischen Güter mit 7 und einem Rüstwagen mit 4 Pferden;

die von Alvensleben vom Hause zu Calbe mit 9 und einem Rüstwagen mit 4 Pferden, vom Hause Erxleben mit 6 Pferden, Wolf Friedrich von Alvensleben zu Henschnibbe mit 3 Pferden;

die von Jagow wegen des Hauses Aulosen und der anderen Erbgüter mit 6, Jakob von Jagow wegen des erkaufte Gutes Crüden mit einem Pferd;

die von dem Knesebeck zu Tylsen, Kolborn und Corvian im Lüneburgischen mit 4, einem Rüstwagen mit 4, die zu Langenapel mit 2 Pferden;

die von Bismarck mit 4 Pferden;

die von Schenk zu Flechtingen mit 4 und einem Rüstwagen mit 4 Pferden;

Hans Dietrich von Winterfeld wegen des Gutes Krumbke mit 3 Pferden;

Erbshenk Daniel von Lühendorf 5) auf Klein-Schwechten
mit 3 und einem Rüstwagen mit 2 Pferden;

die von Münchhausen wegen des Gutes Wustrow mit
1 Pferd;

die von Lüderich mit 5 und einem Rüstwagen mit zwei
Pferden;

Wolf Rische von Kloster wegen des Gutes Wolterslage mit
1 Pferd;

die von Plate zu Grabau im Lüneburgischen wegen ihrer
märkischen Güter mit 1 Pferde;

die von Kläden zu Kläden und die von Kläden zu Bohre
mit je einem Pferd;

Friedrich von Barsewisch im Osterburgischen mit 1 Pferd;

die von Eichstedt zu Eichstedt und Baumgarten mit zwei
Pferden;

die von Dequede zu Deech und Badingen mit 1 Pferd;

die von Eimbeck zu Bretsch, Priemern usw. mit 3 Pferden;

die von Rundstedt zu Badingen und Schönfeld mit zwei
Pferden;

Klaus von Rohre zu Schönberg und Ferchlipp mit zwei
Pferden;

die von Jeehe zu Jeehe, Büste, Hohenwulsch und Porrich
zusammen mit 4 Pferden;

Jochen von Gartow zu Berkau mit 1 Pferde;

5) Eine im Gefolge des Markgrafen Ludwig aus Bayern ge-
kommene Familie, die das Schenkenamt von Kurbrandenburg
bekleidete und um 1615 ausstarb.

die von Ikenpflitz zu Jerchel und Grieben mit 3 Pferden;
die von Arnstedt zu Demker mit 1 Pferde;
die von Kindorf von ihren Gütern mit 4 Pferden;
die von Rengerslage und von Schwarzholz mit 2 Pferden;
die von Meseberg mit 1 Pferd;
die von Lindstedt zu Lindstedt und Holzhausen mit 1 Pferd;
die von Bertkow zu Bertkow und Schwarzholz mit einem
Pferd;

die von Borstell zu Schwarzlosen und Schinne mit 4 und
einem Küstwagen mit 2 Pferden;

die von Methdorf zu Vinzelberg mit 1 Pferd;

die von Buchholz zu Hämerten und Langensalzwedel mit
1 Pferd;

die von Dalchau und Rhetfeld mit 1 Pferd;

die von Görne zu Niedergörne und Dalchau mit 2 Pferden;

die von Gohre zu Insel, Käthen, Nahrestedt und Schäpflitz
mit 2 Pferden;

von dem Gute Gardau, z. Zt. unbelehnt, später im Besitz
der von Putlitz mit 1 Pferd;

die von Einwinkel mit 1 Pferde;

die von Düsedau zu Welle, obwohl sie nur mit einem
halben Pferd lehnspflichtig sind, „haben aber ein ganzes
durchgehen lassen, weil sie keinen Gesellen gehabt, denen ist
Hans Schlegel mit seinem $\frac{1}{2}$ zugeordnet wegen der Beuster
Güther, sollen hinfüro mit einem ganzen Pferde dienen“;

mit zwei Pferden „die von Krusemarck nebst Hermann
von Brunn seel. Erben zu Hohenberg und Hans Otten von

Achteritz, und ist davon Hermann von Brunn ein $\frac{1}{2}$, dem von Achteritz $\frac{1}{4}$, das übrige dem von Krusemarck zuständig";

die von Klöße zu Sanne mit 1 Pferd;

die von Kannenberg und von Vollenschier gemeinsam mit 1 Pferd, wovon die ersteren $\frac{1}{4}$, die letzteren $\frac{1}{4}$ halten;

die von Königde zu Königde und von Mehdorf zu Groß-Möhringen mit 1 Pferd;

die von Rossow zu Schönberg und Serchlipp mit 1 Pferd;

Freih von Woldecke wegen des Gutes Rohrbeck mit 1 Pferd;

die von Woldecke wegen ihres Stammlehns mit 2 Pferden und zusammen mit den von Klöße und von Rossow mit einem Küstwagen mit 4 Pferden;

Werner Soltwedel und Jakob von Rossow wegen des Gutes Lückstedt mit 1 Pferd;

die von Rönnebeck zu Rönnebeck und Orpensdorf mit 1 Pferd;

die von Piverling zu Räcklitz und Rosenhof im Osterburgischen mit 1 Pferd;

die von Rinow und von Goldbeck in Wahrburg mit einem Pferd;

„die Wulzken“ (von Wulzsch), ansässig zu Wendemarck und Herzfelde, mit 1 Pferd;

Dieterich von Voss zu Vielbaum mit 1 Pferd;

die von Schlegel zu Altensaun und Baben mit 1 Pferd;

die „von Zehmen zu Plez (= Plätz), haben mit 1 Pf. gedienet und ist jezo das Gut S. C. D. (= dem Kurfürsten)

heimgefallen. Anjezo hat es Hr. Adam von Putlitz", er erscheint mit 1 Pferd;

mit 1 Pferd „Hans Otto von Achteriz und die Goldbeken zu Werben, als der erste mit einen $\frac{1}{2}$ Pf. wegen Osterholz und die Goldbeken mit $\frac{1}{4}$ Pf. wegen der Gütter zu Berge und mit $\frac{1}{4}$ wegen der Bröfeken Gütter vor Werben belegen“;

die von Schwarzkopf zu Anglingen mit 3 Pferden und zusammen mit den von Mehdorf mit einem Rüstwagen mit 4 Pferden;

die von Vinzelberg mit 1 Pferd (lehnspflichtig mit $\frac{1}{2}$ Pf.); Christoph von Goldbeck wegen der Crüden-Güter mit 1 Pferd.

Ohne die Rüstwagenpferde waren insgesamt 161 Pferde zur Musterung geschickt. Das von der Altmark zu stellende Lehnsheer war, wenn man berücksichtigt, daß diese Zahl im Laufe der Zeiten keine allzu starke Änderung erfuhr, demnach nicht groß. Man darf freilich die Größenverhältnisse der Heere damaliger Zeit, in der die Kriege mit einem uns heute sehr gering anmutenden Menschenaufwand geführt wurden, nicht mit heutigen Maßstäben messen.

Im Anhang der Rolle und im Begleitbericht gibt Knesebek noch nähere Erläuterungen: Die Geschlechter seien eines nach dem anderen in Gardelegen durchgeritten. Erhebliche Mißstände seien nicht festgestellt worden. Nur Wolf Friedrich von Alvensleben vom Hause Isenschribbe sei, obwohl er nach der Musterrolle von 1588 mit vier Pferden sich zu stellen gehabt hätte, mit nur drei Pferden erschienen mit der Erklärung, daß er nur mit dieser Anzahl dienstpflichtig sei. Claus von Rohr zu Schön-

berg sei zwar mit zwei Pferden gekommen, protestiere aber mit dem Bemerken, daß er nur ein Pferd zu stellen brauche, wie er denn auch nur von einem Pferde die Lehnware, d. i. die an den Lehnsherrn zu entrichtende Abgabe bei Veränderungsfällen im Lehen (Tod usw.), gebe. Die Edlen von Plate und Ernst von Wulsen wegen des Hauses Grabow im Magdeburgischen, die bei der letzten Musterung erschienen wären, seien jetzt nicht durchgeritten. Von einigen Junkern sei gemeldet, daß sie nach Berlin zur Musterung beordert wären. Steffen Gans Edler Herr zu Putlitz, der mit den Eickerhöfen und dem Eickhof im Osterburgischen ansässig ist, habe mitgeteilt, daß er die von diesen Gütern schuldigen Pferde in der Priegnitz zur Musterung geschickt habe. Die von Bodendieck zu Schnega im Lande Lüneburg, die etliche Gerechtigkeiten im Holze Cheine im Salzwedelschen vom Kurfürsten zu Lehen trügen, hätten in einem Schreiben angegeben, daß sie und ihre Vorfahren niemals Rosßdienste geleistet hätten. Die von Bülow zu Sartow trügen zwar vom Kurfürsten drei Dörfer zu Lehen. Sie hätten aber keine Pferde gesandt, und es habe sich auch keine Nachricht gefunden, ob sie Lehnspferde zu stellen hätten.

Der erheblichste Mangel sei jedoch der gewesen, daß die altmärkischen Städte keine Pferde geschickt hätten. Sie verteidigen ihre Maßnahme in einer Schrift, die er der Rolle beifügt. Obwohl sie bei der Musterung im Jahre 1588 aus Entgegenkommen Pferde gestellt hätten, bestreiten sie das Recht des Landesherrn, ihre Rosßdienste bei der Musterung der Lehnspferde ebenfalls jedesmal aufzubieten.

Knesebeck berichtet ferner, daß er nicht 10 Silber Groschen 6 Pfennige, sondern, wie es auch 1588 geschehen sei, 12 Silber Groschen an Nachtgeld für jedes reißige Pferd gegeben habe, um „die Affection bey dero getreuen Lehnleuten“ zu erhalten. Obwohl die Ritterschaft unter Bezug auf den Kriegsgebrauch für die Rüstwagenpferde das Nachtgeld ebenfalls gefordert hätte mit dem Bemerken, daß sie es 1588 hierfür nur deshalb nicht erhalten hätte, weil Rüstwagen zur Musterung damals nicht gestellt worden seien, habe er es wegen des ausdrücklichen kurfürstlichen Befehls nicht gegeben. Die Ritterschaft habe sich jedoch ihr Recht auf das Nachtgeld für die Rüstwagenpferde vorbehalten und bitte um kurfürstlichen Entscheid.

Er nimmt weiter zu der Anordnung des Kurfürsten Stellung, in der dieser die Aufstellung des altmärkischen Rosßdienstes in zwei Kompanien oder Kornetten unter Führung eines Rittmeisters befehlt. Er glaubt zwar selber, daß diese Maßnahme durchaus der Wohlfahrt des Landes dienen würde und will selbst sein Möglichstes in dieser Sache tun, zweifelt aber, ob die Ritterschaft ohne weiteres Folge leisten werde, insbesondere bei dem Fehlen eingehenderer Anordnungen. Er lasse die Entscheidung hierüber dem Kurfürsten. Als Kommandeure schlage er Werner und Levin von der Schulenburg, Daniel von Dequede und Christian von Kannenberg, sämtlich in Kriegszügen erprobte und bewährte Männer, vor. Ob tatsächlich dieser Plan damals schon zur Ausführung gelangte, konnte ich nicht feststellen.

Selbst zehn Jahre später, in Stunden dringender Gefahr, als schon Kriegsheere aller Parteien des Dreißigjährigen Krieges Brandenburg durchziehen, beharren die Stände hartnäckig auf der Forderung des Nachtgeldes. In einem Vergleich gesteht der Kurfürst Georg Wilhelm dem Adel für Nacht und Pferd einen halben Gulden zu. Die Städte aber, die, soweit sie Lehen besitzen, Pferde halten müssen, sollen zunächst noch beweisen, daß sie schon immer das Nachtgeld erhalten hätten, alsdann würde es ihnen auch gewährt werden.

Ubrigens wird in diesem Vergleich erwähnt, daß jetzt zu Führern und Rittmeistern des Lehnsaufgebots der Altmark, Priegnitz und der Ruppinschen Lande Adam Valentin von Rhedern und Kurt von Möllendorf auf Vorschlag der Stände ernannt werden. Diese werden auch zu Kommissaren bestimmt, welche die fremden Truppen bei ihrem Durchzug durch die brandenburgischen Lande zu geleiten haben.

In den kurze Zeit nach der Gardelegener Musterung beginnenden Wirren des Dreißigjährigen Krieges hat sich die Lehnsverfassung als veraltet und unbrauchbar erwiesen. Dazu kam, daß in Brandenburg die in dem Lehnsaufgebot immerhin zur Verfügung stehende Truppe unter der Herrschaft eines schwachen und schwankenden Fürsten fast nicht ausgenützt wurde. Sein Nachfolger, Kurfürst Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, versuchte zwar zunächst, dem Lehnsaufgebot neues Leben zu geben, und er rief es auch noch 1675 im Schwedenkriege auf, aber zum letzten Male in der brandenburgischen Geschichte. Er ist es dann, der das erste stehende Heer Brandenburg-

Preußens im eigentlichen Sinne schuf und mit dem System des Lehnsheeres brach. Auf die Liquidierung des Lehnswesens überhaupt, die bis etwa 1815 anhielt, insbesondere auf die Ablösung der Lehnsverpflichtungen und die Allodifizierung der Lehngüter einzugehen, ist hier nicht der Raum.

Die ganzen Verhandlungen um dieses Aufgebot in Gardelegen zeigen deutlich, daß der Adel damals den Kriegsdienst nur noch als lästige Pflicht des Lehns ansah. Das Persönliche des ursprünglichen Lehnsverhältnisses war untergegangen und nur eine reiche Dotierung der teilhabenden Familien übrig geblieben. Die wenigen Gegendienste an den Landesherrn wurden vom Adel noch dazu zum großen Teil auf die ihm untertänigen Bauern abgewälzt. So hatten z. B. die Alvensleben auf der Isensch nibbe in den zum Kloster Neuendorf gehörenden Dörfern Hemstedt, Algenstedt, Lüffingen, Casselck, Jävenitz, Zienau, Schwiesau, Seethen, Wannefeld, Roxförde und Lotsche das Recht des Ablagers, das sie zwar um 1570 an den Landesherrn als nunmehrigen Besitzer des Klosters abtreten mußten. Das Recht bestand darin, daß die ersten vier Dörfer jährlich drei, die letzteren sieben zwei Tage und Nächte, insgesamt also 26 volle Tage im Jahr, für die Lehnsperde, die das Haus zu Isensch nibbe zu stellen hatte, Stallung und Futter zu geben und die Pferdeknechte zu verpflegen hatten. Zwar wurde das Lager um diese Zeit schon nicht mehr gehalten, aber die Dörfer gaben in Ablösung dafür jährlich zusammen 8 Wispel 20 Scheffel Hafer, 7 Hammel, 23 Schock Eier, 18 Hühner und 17 Groschen 6).

In den Verhandlungen findet sich übrigens nichts von den zwei Heerwagen, die das Kloster Neuendorf nach Anordnung des Markgrafen Johann vom Jahre 1477 den Alvensleben auf der Henschnibbe zu Heerfahrten für den Lehnsherrn zur Verfügung halten mußte, und zwar wegen des Klosters „armer Leute“, soweit diese im Bereich der Vogtei Gardelegen und damit der Amtsgewalt der Alvensleben lagen 7). Im übrigen hatten auch sonst die Klöster Heerwagen und Heerfahrtshäfer neben dem schon erwähnten Ablager zu leisten als Entgelt für den Schutz, den der Landesherr ihnen gewährte.

Ein buntes Leben und Treiben mag in den Märztagen des Jahres 1610 in den Straßen Gardelegens geherrscht haben, als der gesamte altmärkische Adel mit Knechten, Pferden und Wagen sich innerhalb der Stadtmauern befand, eine Augenweide für die Gardelegener Bürger, deren Quartiere in der Nacht vom 8. zum 9. März wohl vollständig belegt waren. Kamen doch Lehnsaufgebote wegen der damit für den Landesherrn verbundenen Kosten - das letzte war vor 22 Jahren geschehen - nicht allzu häufig vor. Mag auch der Bürger über die Kriegsrüstung des Adels gestaunt haben, er wird auch stolz auf seine eigene Macht gewesen sein. Verfügte doch ein ehrwürdiger Rat der Stadt über einen eigenen Marstall mit den nötigen Pferden und Wagen, und lagen damals noch in einer eigenen Rüstkammer die erforderlichen Vorräte von Kraut, Lot,

6) Wohlbrück. Geschichtl. Nachrichten von dem Geschlechte von Alvensleben, Berlin 1829, III. S. 73

7) Gercken a. a. O. II. 523.

Büchsen, Haken und dergleichen, die dann freilich nicht viele Jahre später „in den Kriegeszeiten gantz ausgeleeret ist, in dem ein jeder Officirer etwas mitgenommen“. (Schulzes Gardelegener Chronik S. 63 f.)





Christoph August Tiedge

Von Rektor Wilhelm Dietlein, Gardelegen.

Eine literar-kritische Studie über den in Gardelegen geborenen
Dichter der Urania.

Aber Tiedge, den in Gardelegen geborenen, einst so hoch gepriesenen, jetzt aber fast völlig vergessenen Dichter zu schreiben, ist eine für den Literaturhistoriker immer noch reizbare, das Lesen seiner Poesie für ein weiteres Publikum eine allerdings undankbare Aufgabe. Nicht wegen Tiedges poetischen Wertschaffens ist eine solche Arbeit anziehend - seine Gedichte stehen uns heute nicht mehr nahe -, sondern vielmehr wegen seines eigenartig verlaufenen, langen und reichen inneren Lebens und wegen seines Zusammentreffens mit zahlreichen berühmten Geistern der interessanten Zeitspanne, die sein Dasein umschloß. Wie wechselvoll ist das Urteil der Welt über den Dichter gewesen: einst über die Maßen begeistert

Biographische Vorbemerkung: Chr. A. Tiedge, geboren am 14. Dezember 1752 in Gardelegen als Sohn des Rektors der Großen Schule Joh. Conrad T. und seiner Frau Johanna Christiane geb. Lempelius; Geburtshaus, das durch eine Tafel über der Eingangstür gekennzeichnete alte Gebäude der Knaben-Volksschule; träumerische Jugend in Gardelegen und Magdeburg; entbehrungsgewohnter Student in Halle. Armer Hauslehrer in Ellrich von 1781 bis 1788. Im Kreise des Dichters und Dichter-

gepriesen, zu seiner Zeit mehr gelesen als Schiller und Goethe - die Zahl der Auflagen seiner Schöpfungen beweist es -, ist er heute bis auf wenige Verse, einige durch Beethovens meisterhafte Töne unsterblich gewordene Lieder³⁾ und eine Anzahl geflügelter Worte, die im Büchmann zu finden sind, völlig vergessen. Ob dieses Vergessen nun zu Recht geschehen ist und welche Gründe dafür maßgeblich sind, das festzustellen ist die Aufgabe der vorliegenden Untersuchung.

Tiedge war ein äußerst fruchtbarer Dichter. In schmucken Bänden, erschienen in den bekanntesten Verlagen seiner Zeit, sind seine Musenkinder enthalten: Elegien, Episteln, Romanzen, Singspiele und sein überschwenglich gefeiertes lyrisch-didaktisches Gedicht *Urania*. Sie alle sind vergessen, leider auch seine Lebensweisheiten, Aphorismen und Sentenzen, von denen eine Reihe der Erhaltung wert gewesen wäre, wie etwa folgende:

Unser höchstes Ziel ist: Das Dasein emporzubilden zum Leben. Wir sind nicht, um zu sein, wir werden, um zu werden!

Daß vieles im Leben geschehe, hat die Gottheit den Fluch der Langeweile auf das Einerlei gelegt.

vaters Gleim in Halberstadt 1788/89. Landratssekretär in Eulenstein (Ellenstedt) 1789/91. Abermals in Gleims Schutz 1791/92. Reisebegleiter des Herrn von Stedern 1792/97. Weitere Reisen in Deutschland von 1797 bis 1803. Freundschaft mit Elise v. d. Recke (von 1803 bis 1833). Mit ihr auf Reisen in Teplitz-Karlsbad (1804 Zusammentreffen mit Herder), Italienreise in den Jahren 1804/06¹⁾, 1810 mit Fichte in Karlsbad, 1812 mit Goethe und Beethoven²⁾ hier zusammengetroffen. Im schöngeistigen Kreise Ellsas von der Recke in Berlin 1814/18, in Dresden 1818



Christoph August Tiedge
geb. 13. Dezember 1752 (nach Falkenstein 14. Dez.)



Silberne Gedenkmünze auf Ch. A. Tiedge
(Heimatmuseum Gardelegen)

Auch seine Prosaschriften bergen des Interessanten viel und sind in einer anschaulichen, bilderreichen, klaren und für seine Zeit bemerkenswert fremdwörterarmen Sprache geschrieben, die sie uns noch heute lesenswert macht. Ganz besonders fesselt das Tagebuch seiner italienischen Reise 4) und seine Briefe von dieser Fahrt 5) durch seine kultur- und volkskundlichen Beobachtungen. Ganz besonders sind ihm einige kleinere im Volkston gehaltene Gedichte geglückt, die von einfachen Melodien auf Flügeln des Gesanges getragen bald in das Volk drangen und in ihm noch lange wach blieben. Sein Lied: Der Kosak und das Mädchen (1808) 6) mit dem bekannten Anfange „Schöne Minka, ich muß scheiden“ ist auf seine schöne nationalrussische Originalmelodie, der es Tiedge nach der Art des damals so beliebten Parodierens unterlegte, noch lange gesungen worden. Ebenso bekannt wurde seine Romanze „Der Rose Sendung“ (An Alexis send' ich dich) aus dem Singspiele „Das Echo oder Alexis und Jda“ (1812) 7) mit der 1814 erfundenen Weise Heinrich Himmels. Auch das schlichte Wiegenliedchen „Liebchen, laß dich küssen“ findet man mit einer lieblichen, wiegenden

bis 1841. Nach dem Tode Elisass am 13. März 1833 freudloser einsamer Lebensabend in Dresden. Gestorben am 8. März 1841.

1) Falkenstein, Tiedges Leben und poetischer Nachlaß, II. Bd. — Briefe aus Italien, Montagsbl. d. Magd. Zeitg. 1930, S. 137.

2) Dietlein, Beethoven und ein Gardeleger, Lieb' Heimatland, II. Jhrg. Nr. 7.

Literatur-Hinweise: C. A. Tiedges Leben und poetischer Nachlaß. Herausg. v. Dr. Karl Falkenstein, 2 Bd., Leipzig, Teubner 1841. — Tiedge von Hachtmann i. d. Mitteldeutschen

Volksmelodie noch heute hier und da in Liederbüchern. Ein Tiedgescher Vers aber lebt bis heute im Volksmunde weiter, allerdings verkürzt zu einem Sprichwort:

Sei hochbesehigt oder leide,
Das Herz bedarf ein zweites Herz,
Geteilte Freud ist doppelt Freude,
Geteilter Schmerz ist halber Schmerz.

Den weitverbreiteten Ruhm des Dichters begründete sein Hauptwerk, die damals vielgelesene und bewunderte *Urania* (1801), ein lyrisch-didaktisches Gedicht in sechs Gesängen, dessen Hauptthema die Dreieheit: Gott, Tugend und Unsterblichkeit bildet und das seine Entstehung Gesprächen mit Freunden in Halle verdankt und zunächst unter der Überschrift „Was ist Wahrheit?“ erschien 8), dann aber, als dieser Titel ihm Angriffe eingetragen hatte, nach der Muse der Stern- und Himmelskunde genannt wurde. Das umfangreiche Werk, mit dem der Dichter zwanzig Jahre gerungen hat, gibt einen Beweis für das Dasein Gottes aus der Schöpfung und beantwortet die Zweifel an der Unsterblichkeit der Menschenseele mit dem Hin-Lebensbildern V, 1930. — Dazu meine Arbeiten: In Lieb' Heimatland, Monatsbeilage des Gardeleger Kreisanzeigers, erschien: Ein kurzer Lebensabriß des vergessenen Dichters, V, 3; Beethoven und ein Gardeleger, II, 7; Chr. A. Tiedge als Dichter, VIII, 2. Im Montagsblatt der Magdeburgischen Zeitung: Der Kreis um Chr. Aug. Tiedge, Jhrg. 1927, S. 417; Ungedruckte Briefe aus dem Rathause zu Gardelegen, Jhg. 1930, S. 137. — Schließlich: Beiträge zu einer Charakteristik des Dichters Tiedge von Reinhold Kern, Dissertation, Berlin 1895.

weis darauf, daß der Mensch zu höherem als bloß zu irdischem Dasein geschaffen sein müsse. Die Dichtung, die weder nach Inhalt noch gemessen an der Form etwas Eigenwüchsiges in sich trägt und die uns Heutigen durch die ermüdende Breite, mit der sie denselben Gedanken weiterspinnt, und durch Farblosigkeit und Unanschaulichkeit der Sprache nicht mehr näherkommt, hatte im damaligen empfindsamen Zeitalter eine enthusiastische Leserschare und zahlreiche Bewunderer, vor allem in der Frauenwelt, doch auch unter den zünftigen Dichtern. Allen voran ging darin Gleim, der dem Dichter schrieb, daß seine Urania ein Beweis für die Unsterblichkeit sei und daß ein sterbliches Wesen ein solches unsterbliches Werk nicht hätte hervorbringen können(!).⁹⁾ Ihm stimmten andere kleine Geister zu, und der Band, der Tiedges nachgelassene Gedichte enthält¹⁰⁾, bringt nicht weniger als über achtzig Seiten überschwenglicher Lobgedichte auf den

3) An die Hoffnung (Verse aus der Urania), 1. Bearbeitung op. 32, 1804; 2. Bearbeitg. op. 94, 1815.

4) Falkenstein, a. a. O., 2. Bd., S. 5-125.

5) Ungedruckte Briefe, Montagsbl. d. Magd. Zeitg., 1930, S. 137.

6) Ercks Deutscher Liederschatz, Leipzig, 1856, S. 94.

7) Ebenda, S. 9.

8) Im Berlinischen Journal für Aufklärung (herausg. v. Fischer u. Riem), 5. Bd., S. 195 ff., Sept. 1789.

9) Brief v. 3. Dez. 1802, im Halberstädter Gleimarchiv in der Abschrift zu finden, bei Falkenstein a. a. O., Bd. 1, S. 267 f. abgedruckt, doch nicht ohne Ungenauigkeit.

10) Falkenstein a. a. O., 2. Bd., S. 217—302: Gedichte an den Sänger der Urania.

Sänger der Urania, deren eines mit der Schlußstrophe angeführt sein soll:

So ward der Welt ein Musenkind geboren
Im goldnen Licht der heiligen Weihnachtszeit
Und stolz zum ersten Sänger auserkoren
Für Freiheit, Tugend, Recht und Menschlichkeit,
Und fragt ihr mich, wer dieses Kind gewesen:
Die frohe Antwort liegt euch allen nah! -
Denn schon in jedem Blicke stehts zu lesen:
Dies war der Sänger der Urania!

(G. A. v. Maltitz.)

Daß sein engerer Freundeskreis in dasselbe Horn begeisterten Lobpreises stieß, versteht sich am Rande. Vor allem war die Urania, 1801 erschienen, das Werk, das bei ihm höchste Bewunderung erregte und etwa mit Klopstocks Messias gleichgesetzt wurde. So erzählt Parthey 11): „Tiedges Urania hatte gleich bei ihrem ersten Erscheinen an Frau von der Recke eine unbedingte Verehrerin gefunden. Sie hielt das Gedicht für die vollkommenste Schöpfung der deutschen Poesie. Sie besaß es in verschiedenen Ausgaben und mehreren Exemplaren. Sie ward nicht müde, dasselbe mit immer neuem Genuße durchzulesen. So wie andere fromme Seelen zur Erbauung in der Bibel oder im Gesangbuche lesen, so begann sie morgens ihr Tagwerk mit einem Gesange aus der Urania . . .“ In übertriebenster Weise sang auch Vater Gleim das Lob unseres Dichters. Als

11) Parthey, Besitzer der Nikolaischen Buchhandlung in Berlin, Erinnerungen, Bd. 2, S. 2 (nur als Handschrift gedruckt).

Beweis seien nur einige Stellen aus einem Briefe Gleims an Tiedge angeführt 12): „Unbegreiflicher Tiedgel Hexenmeister! Zauberer! Wie soll ich Sie nennen? Zu solchen Zeiten solch ein Gedicht? . . . Um achte las ich, bis um halb elfe wurde Lob geredet und wärs nicht Nacht gewesen, nicht unrecht, die Schläfer aus dem Schlaf zu wecken, so wärs ausposaunt! . . . Leben Sie wohl! . . . Sie Unbegreiflicher und empfehlen Sie mich der Muse, die uns durch Sie bezaubert . . .“ Auch der zum Freundeskreise gehörige Dichter A. G. Eberhard, der den Dichter gegen mannigfache gerechte und ungerechte Angriffe in einem Buche 13) verteidigte, schreibt seherisch folgende Worte: „Sein Name wird nicht untergehen; er wird immer zu den ausgezeichnetsten, begabtesten Geistern seines Vaterlandes sowie seine Urania zu den glänzendsten und wertvollsten Erscheinungen unserer poetischen Literatur gezählt werden müssen. Sein Name wird noch mit Achtung und Anerkennung genannt werden, wenn die Namen fast Aller, die jetzt vornehm über ihn absprechen, längst vergessen sein werden . . .“

Auch unser heimischer Chronist David Bauke stimmt, sicherlich nicht zuletzt aus lokalpatriotischen Gründen, in das allgemeine Lob mit ein, wenn er 1832, also noch zu Lebzeiten Tiedges, folgendes schreibt 14): „So ist Gardelegen also der Geburtsort

12) Brief vom 16. März 1794, noch ungedruckt. Original im Halberstädter Gleimarchiv.

13) A. G. Eberhard, Blicke in Tiedges und Elisass Leben, Berlin, 1844.

14) Mitteilungen über Stadt und landrätlichen Kreis Gardelegen, Stendal, 1832.

jenes Mannes, welcher in vielen Gedichten als unsterblicher Sänger deutscher Nation fortlebt und zu Vorstellungen und Gefühlen begeistert, welche, in ihrer ganzen Reinheit und Fülle im Innersten des Menschen erwachend, denselben zu einer Würde und Seligkeit erheben müssen, wodurch er zum Ebenbilde des Schöpfers wird. Gardeleger seid stolz auf die Ehre, daß in euern Mauern ein Heros eures Volkes die Augen zum Leben öffnete." Dieses allgemeine Ansehen Tiedges in seiner Zeit macht es verständlich, daß man den Plan zu einer Tiedge-Stiftung faßte, die, am 24. Oktober 1842 vom sächsischen Kultusministerium genehmigt, wie die Schillerstiftung den Zweck verfolgte, zur Förderung des Schrifttums bedeutende Erscheinungen auf dem Gebiete der deutschen Dichtkunst mit Preisen auszuzeichnen. Im Verlage dieser Stiftung erschien im Jahre 1843 ein Tiedge-Album mit Beiträgen namhafter Dichter, wie Rückert, Arndt, Freiligrath, L. Tieck u. a. In dem Vorwort wird Tiedge ein dichterischer Genius genannt, „der die Lebensfragen, Entstehen, Sein, Tod, Gott, Unsterblichkeit in dem Gewande der erhabensten Lyrik in einer Sprache voll des reinsten Wohllautes gelöst hat, wodurch der Sinn so vieler Lebensmüden gestärkt und die unsichere Ueberzeugung so mancher Zweifler auf immer befestigt ist."

Wichtiger als diese trotz oder gerade wegen ihres Uberschwanges nichtsagenden Lobeshymnen sind Kritiken aus so berufenem Munde wie z. B. aus dem Aug. Wilh. Schlegels. Er bezeichnet Tiedge in seiner Rezension des ersten Teiles der Schriften Tiedges, die in der Jenaer Allgemeinen Literatur-

zeitung 1796 15) steht, als einen „durchaus schätzbaren Dichter“, doch hat er die Mängel der Tiedgeschen Muse klar gesehen, wenn er fortfährt: „Es möchte schwer sein, von manchen Episteln einen recht zusammenhängenden Entwurf zu geben. Auch sind sie nicht frei von Wiederholungen: eine natürliche Folge davon, daß sie so lang ausgesponnen werden. Es ist, als ob der Verfasser die Überzeugung von manchen Wahrheiten sich noch immer fester und gegenwärtiger zu machen suchte und sie deswegen von allen möglichen Seiten faßte. Darüber vergißt er dann zur rechten Zeit aufzuhören.“ Wir vermissen an seiner Dichtung, um mit Schiller zu reden, jede „Continuität und Reciprocität“, d. h. jede Konzentration, die das Wesentliche sprachlich-bildmässig erfaßt; denn Dichten bedeutet im eigentlichen Sinne Verdichten. Ob Schlegel später ebenso verhältnismässig glimpflich geurteilt hätte, steht dahin, denn die Schattenseiten unseres Dichters traten zur Zeit seines Alterns immer nur greller hervor. Daß Zelter, Goethes musikalischer Freund und Berater, der Tiedgeschen Dichtung nicht wohlgesonnen war, geht aus einem Briefe 16) hervor, in dem er sich bei Goethe beklagt, daß ihm jemand „Gott weiß wer, Tiedgens sämtliche Werke zum Geschenk gemacht habe. Ich bin erklammt, so erstarrt man über solche Mineralbrunnenkurpoesie, die wie kalter Sprudel statt aufzulösen obstruierend wirkt: denn, was wirklich ärgerlich ist, wie solche Gedanken-Misere zu manchem schönen

15) Abgedruckt in A. W. Schlegels Werken, X, 247 ff.

16) Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1796—1832, Berlin 1833/34, Bd. 4, S. 157.

Vers kommt! den man wie einen verirrtten Wanderknaben fragen möchte: von wannen er kommt?" An anderer Stelle 17) droht Zelter dem Dichtersfreunde, wenn er ihm die versprochenen Gedichte nicht schicke, Elegien und Hymnen von Tiedge zu komponieren und sie ihm zur Landplage zu schicken.

Zu denen, die nicht nur „vornehm über ihn abgesprochen“ haben, sondern ihn hart und unerbittlich in Grund und Boden kritisiert haben, zählt kein Geringerer als Altmeister Goethe selbst. „Ich habe von Tiedges Urania“ - so sagte er zu Eckermann 18) - nicht wenig auszustehen gehabt; denn es gab eine Zeit, wo nichts gesungen und nichts deklamiert wurde, als die Urania. Wo man hinkam, fand man die Urania auf allen Tischen; die Urania und die Unsterblichkeit war der Gegenstand jeder Unterhaltung . . . allein solche unbegreifliche Dinge liegen zu fern, um ein Gegenstand täglicher Betrachtung und gedankenzerstörender Spekulation zu sein. - . . . Die Beschäftigung mit Unsterblichkeitsideen ist für vornehme Stände und besonders für Frauenzimmer, die nichts zu tun haben. Ein tüchtiger Mensch aber, der schon hier etwas Ordentliches zu sein gedenkt, und der daher täglich zu streben, zu kämpfen und zu wirken hat, läßt die zukünftige Welt auf sich beruhen und ist tätig und nützlich in dieser.“ Als der Generalsuperintendent Krause die Urania als klassische Lektüre für die oberen Klassen des Gymnasiums empfiehlt, bemerkt Goethe, daß es überflüssig sei, das

17) Ebenda, Bd. 1, S. 296.

18) J. P. Eckermann, *Gespräche mit Goethe*, Gespräch vom 25. Februar 1824.

Dasein Gottes in Gedichten zu beweisen 19). In einem Briefe Goethes an Zelter vom 22. Januar 1808 verwünscht er die Matthiassons, Salis, Tiedges, die uns in schwerfälligen Liedern über die Welt hinausweisen, aus der wir ohnehin geschwind hinauskommen. 20)

Worin aber liegt nun im einzelnen der Grund, daß Tiedge zu den Vergessenen zählt? Im ganzen gesehen ist seine Poesie zu einseitig auf einen Ton abgestimmt, sie ist allzusehr mit der weinerlichen Stimmung eines empfindsamen Zeitalters durchtränkt, die zu rührselig klagt und die Welt allzu empfindsam betrachtet, und diese Gefühle mit nebelhaften Bildern und in abstrakten Worten auszudrücken versucht. Seine Dichtungstöne klingen wie aus Nächten tiefer Trauer, und die Nachtseiten des Lebens besingt er als philosophischer Elegiker aus weltabgewandter, lebensfremder Einsamkeit, die sich in romantischer Weise, obwohl er sonst der Romantik wie jeder anderen Richtung vollkommen fernstand, nach einer besseren Zeit zurücksehnt oder dem besseren Jenseits zustrebt. „Die Nacht, die nach dem Sprichworte keines Menschen Freundin sein soll, ist meine innigste Vertraute. Wenn alles um mich her in Schlaf begraben liegt, dann ist in meinen Augen noch heller Tag und das Leben trägt mich auf seinen lebendigsten Flügeln. Jeden Seelengenuß, jede Geistestätigkeit spare ich mir für die Nacht“, so schreibt

19) Tag- und Jahreshefte 1819, Hempel, S. 149 f., Abschn. 984.

20) Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter, a. a. O., Bd. 1, S. 296.

der Dichter bezeichnend im Mai 1786 21). Weiter ist festzustellen, daß dem lebensfremden Dichter, der im ruhigen Asyl einer verwandten Frauenseele wohlbehütet vor Lebenskämpfen dahinlebte, das Erleben fehlte, jenes Urerlebnis, das Dichtungen als Bruchstücke großer Konfessionen der Seele abringt und abzwängt. Und das meinte Goethe, wenn er zu Eckermann sagte 22): „Wenn der gute Tiedge ein besseres Geschick gehabt hätte, so hätte er auch bessere Gedanken.“ Leider ist er aber auch in der Wahl seiner Stoffe und Gedanken, ja selbst in ihrer Formgebung oft nicht selbständig gewesen. Auch wenn man berücksichtigt, daß man damals über Plagiate und Entlehnungen anders und freier dachte als heute, so ist doch die Zahl und der Grad seiner Anlehnungen recht bedenklich groß, als daß man Zufälle annehmen könnte. Das ist besonders Schiller gegenüber der Fall. Nicht nur, daß viele Gedanken Tiedges Schillers Weltanschauung besonders in der Form der Kantschen Philosophie ähnlich sind, auch die Form vieler Verse erscheint so angeglichen und übereinstimmend, daß bei der Häufigkeit des Vorkommens von einer zufälligen Ähnlichkeit wohl kaum mehr gesprochen werden kann und oft eine bewußte Entlehnung angenommen werden muß. Einige kurze Beispiele seien gegenübergestellt:

Schiller (Schluß der Resignation):

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

21) Tagebuch vom Mai 1786, bei Falkenstein, a. a. O., S. 145.

22) Goethes Gespräch mit Eckermann am 25. Februar 1824.

Tiedge (Ergebung 1809):

Frage die Geschichte, die uns Rechnung hält,
Sie zeigt die Frechen, welche Gott versuchten,
Und prophezeit sein Schicksal dem Verruchten.

Schiller (Der Pilgrim):

Und das Dort ist niemals hier.

Tiedge (Einsamkeit 1792):

Wir hoffen, hoffen! und das Dort ist endlich hier.

Schiller (Die Räuber 1781):

Ein freies Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne.

Tiedge (Die schöne Gegend bei Neinstedt 1800):

Ein freies Leben führen wir,
Ein Leben wie im Himmel.

Schiller (Reiterlied 1800):

Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein.

Tiedge (Urania 1801):

Er wagt das Leben hin, um Leben zu erringen.

Mit diesen kurzen Zitaten, die um vieles vermehrt werden könnten und sich sogar auf längere Gedichte ausdehnen, soll es genug sein. Es mag noch der Hinweis angefügt sein, daß die Entlehnungen auch andere Dichter betreffen: Hölty, Bürger, Schubart, Haller und - wenn auch nur mit vereinzelt An-

klängen - auch Goethe. Nur zwei Beispiele: Die Verse im 5. Gesang der Urania:

Das Schicksal waltet im Naturgebiete,
Und die Natur geht schweigend ihren Pfad,
Nähret hier ein Giftgewächse und eine Freveltat.

— — — — —
Die Wolke forschet nicht, ob die Unschuld unten wandelt:
Sie schüttet ihren Blitz herab.

erinnern deutlich an Goethes herrliches Gedicht „Das Göttliche“:

Denn unfühlend ist die Natur:

Es leuchtet die Sonne über Böß' und Gute usw.

Und folgende Stelle aus dem Tiedgeschen Liederzyklus „Annchen und Robert“ stelle man in Parallele mit der ersten Begegnung von Faust und Gretchen: Annchen spricht:

Schlechthin Anna ist mein Name,
Eine Göttin bin ich nicht,
Bin auch keine große Dame,
Bin nur eine Schäferin.

Was aber soll man zu der verblüffenden Übereinstimmung zwischen den beiden folgenden Gedichten sagen? Die Romanze, aus dem V. Bande von Tiedges Werken (1808) S. 88, von Falkenstein voller Stolz S. 67 als herrliche Romanze zitiert, sandte der junge, noch unbekannte Dichter mit einem Briefe vom 26. 10. 1775 an den Professor Chr. H. Schmid in Erfurt, den Herausgeber des Leipziger Musenalmanaches, um die Aufnahme dieses Gedichtes in seinen Musenkranz zu erlangen: „so bitt' ich, auch dieses Veilchen noch,

welches ganz einsam und schüchtern sich der Erde entstahl, darin mit aufzunehmen . . . Ich hab' es hiermit versuchen wollen, ob meine Fähigkeit hinreicht, in Sammlungen etwas zu liefern, was das Publikum beurteilt."

Das gegenüberzustellende **V o l k s l i e d**, ein bekanntes, noch heute vielgesungenes oberschleussisches Weihnachtslied, enthalten in Erck-Jrmer: Die deutschen Volkslieder mit ihren Singweisen 6, 68, ist zwar hier erst 1841 zuerst aufgezeichnet worden. Es ist jedoch ein weit älterer, mundartlich in Schlessien volksbekannter Wechselgesang, der m. E. zeitlich viel weiter zurückgehen muß als die Romanze, so daß auch hier die Vermutung nicht von der Hand zu weisen ist, daß Tiedge das Volkslied als Vorlage für die Romanze benutzt hat, entschieden viel zu weitgehend. Die letzte Zeile, die vom Original am weitesten abweicht und Tiedges Eigentum zu sein scheint, fällt gegenüber der bildhaften Fassung des Volksliedes ganz bedeutend ab. Man urteile selbst:

Tiedge, Romanze:

Auf dem Berge dort oben, da wehet der Wind,
Da sitzt Mariechen und wieget ihr Kind,
Sie wiegt es mit ihrer schneeweißen Hand, -
Den Blick in die Ferne hinaus gewandt.

Oberschleussisches Volkslied:

Auf dem Berge da geht der Wind,
Da wiegt die Maria ihr Kind
Mit ihrer schlohengelweißen Hand,
Sie braucht dazu kein Wiegeband.

So ist Tiedge, jeder Originalität bar, nur als Nachahmer und Epigone anzusehen, und seine Gedankenarmut, die uns in den ständigen Wiederholungen und Selbstzitataten, sowie in den nachgewiesenen Entlehnungen peinlich entgegentritt, ebenso wie eine gewisse Einseitigkeit und Eintönigkeit seiner Poesie sind die Gründe dafür, daß sein Ruhm verblaßte. Dazu kommt noch das Fehlen jeglicher Fortentwicklung: er dichtet in seiner Jugend wie im Alter in denselben Formen, Gedanken und Bildern, bleibt Zeit seines Lebens derselbe philosophische Elegiker und poetische Eklektiker, unberührt von den einschneidenden geschichtlichen Ereignissen, die in sein Leben hineinragen (Französische Revolution mit ihren Kriegen, Napoleons Aufstieg und Eingreifen in Deutschland, die Freiheitskriege, der Wiener Kongreß, der Deutsche Bund), unberührt auch von dem reichen literarischen Schaffen seiner genialen Mitwelt (Sturm und Drang, Klassik, Romantik, erwachender Realismus): nichts, aber auch nichts davon ist in seine Dichtung eingegangen. Welt- und lebensfremd lebte er sein Dichterleben für sich; eine Aufgabe für sein Volk erblickte er in seinem Talent nicht; die nationale Literatur hat durch ihn keinerlei Bereicherung erfahren. Was Goethe einmal über Joh. Joachim Winckelmann, den in Stendal geborenen Kunstkennner und Begründer der Altertumswissenschaft sagte, das gilt Wort für Wort auch für unseren Dichter, den Sohn Gardelegens: „Wenn die Natur gewöhnlichen Menschen die köstliche Mitgift nicht versagt, ich meine jenen lehrhaften Trieb, von Kindheit an die äußere Welt mit Lust zu ergreifen, sie kennen zu lernen, sich mit ihr ins Verhältnis zu

sehen, mit ihr verbunden ein Ganzes zu bilden, so haben vorzügliche Geister öfters die Eigenheit, eine Art Scheu vor dem wirklichen Leben zu empfinden, sich in sich selbst zurückzuziehen, in sich selbst eine eigene Welt zu erschaffen . . ." In dieser schuf Tiedge seinen großen, doch ach so flüchtigen Ruhm, in dieser entstand und lebte seine zeitgebundene Dichtung, die Kraft seiner vornehmen und menschlich edlen Persönlichkeit in einem engen Freundes- und Frauenkreise begeisterten Wiederhall fand, über die aber in der großen Welt mit Recht das Urtheil der Zeit erging: „Versunken und vergessen“, das ist dieses Sängers Los.



Die Große Stadtschule

Beiträge zur Geschichte der Großen Stadtschule in Gardelegen unter besonderer Berücksichtigung der Zeit von 1773 bis 1780.

Von Dr. Edwin Nitter.

Die Anfänge des Schulwesens in Gardelegen gehen auf die Urkunde vom 9. November 1340¹⁾ zurück, in der Bischof Albrecht II. von Halberstadt mit dem Räte der Stadt Gardelegen vereinbarte, daß die Bürgerschaft selbständig die dortige mit der Pfarrkirche zu St. Nikolai verbundene Schule verwalten dürfe. Ferner geht aus der am 20. Dezember 1418²⁾ ausgefertigten Urkunde des Bischofs Albrecht IV. von Halberstadt hervor, daß die Schüler unter Leitung des Rectors das „Salve regina“ zu singen hatten.

Weitere Belege für das Schulleben in unserer Stadt während der vorreformatorischen Zeit sind zwar nicht vorhanden, doch ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß sich der Unterrichtsbetrieb hier ebenso wie in den anderen uns bekannten Lateinschulen der Mark Brandenburg vollzogen hat.

Ausführlichere Nachrichten über diese Stadtschule seit der Einführung der Reformation in Gardelegen am 11. Nov. 1539

1) vgl. Riedel, Codex diplomaticus Brandenburgensis, A. VI S. 98 CXXXII.

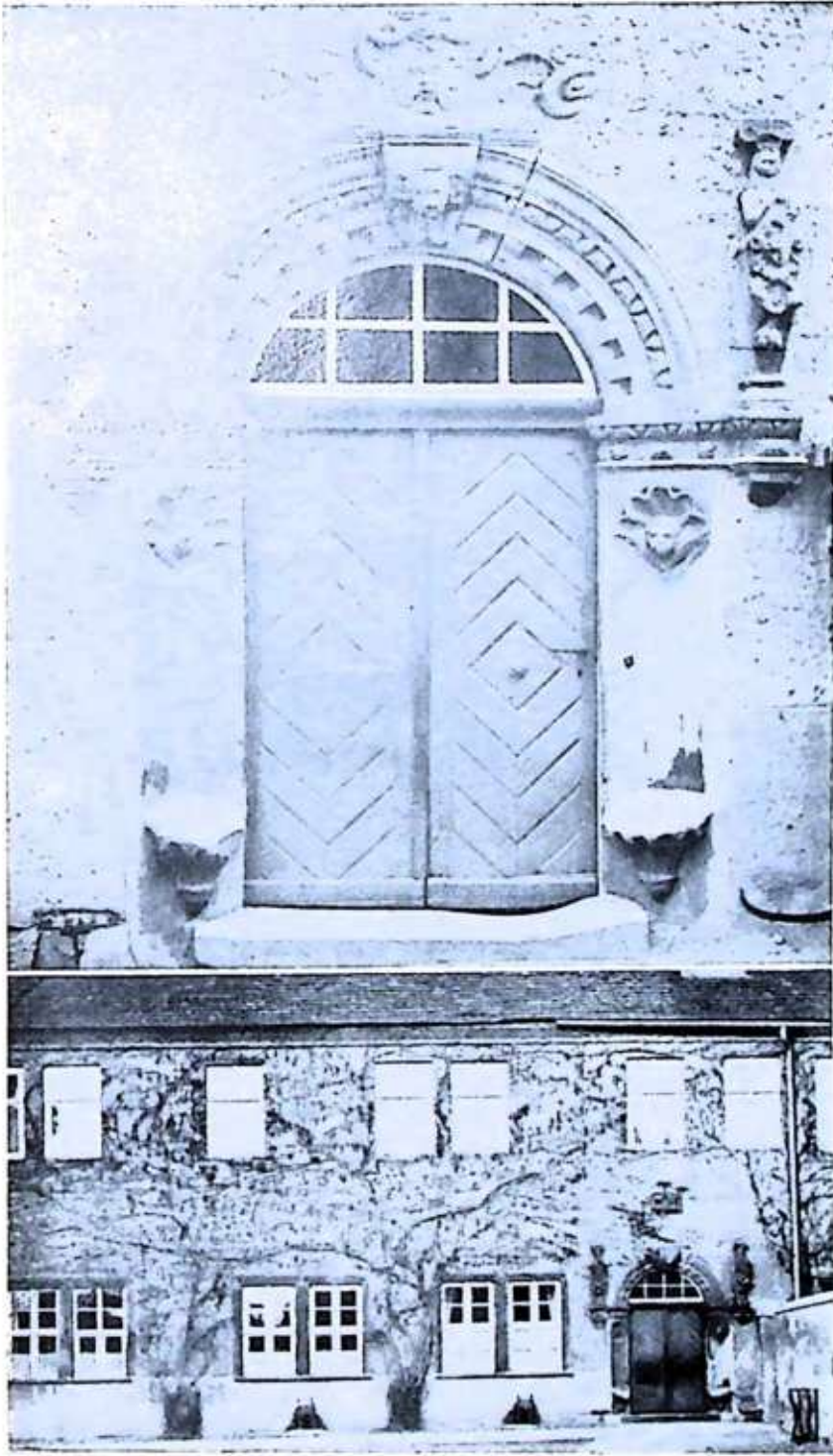
2) vgl. Riedel, ebendort S. 113—114 CLVII.

in der Chronik Christophorus Schultze in seiner Chronik: „Vest- und Abnehmen der lutherischen Stadt Gardelegen“, Nordh. 1888, S. 43 bis 58, und wie entnommen u. a. daraus, daß sie auf der Ostseite der Nikolaikirche und auf dem einstigen Grundstück liegende „Stadt-Schule“ am 23. December 1546 eingeweiht wurde. Noch heute wird das erwähnte, mit einem schönen Sandsteinportal geschmückte Gebäude, in dem Christoph August Tiedge am 14. December 1752 geboren wurde, von der Knaben-Volksschule benutzt. Erwähnt sei hier noch, daß sich in unserem Heimatmuseum ein das Datum des 19. Mai 1682 aufweisendes Katheder der „Stadt-Schule“ befindet.

Von großer Bedeutung ist weiterhin die im Jahre 1593 in Heimstadt gedruckte Rede des Rectors Levin Dippe 3): *Oratio de examini- et praestationibus scholasticis, habita in solemnii promotione Autumnali scholae Gardelegiensis die S. Lucae A. O. R. 1593 a M. Levino Dippio, scholae eiusdem Rectore.* Dieses älteste Schulprogramm Gardelegens befindet sich in der Staatsbibliothek zu Berlin.

Ein glücklicher Zufall hat es gesügt, daß ich vor einiger Zeit in alten Schulakten ein zerknittertes Lesezeichen entdeckte, das ein Schülerverzeichnis der Großen Stadtschule aus den Jahren 1608/09 enthielt. Dieses wertvolle Verzeichnis und vier in lateinischer Sprache abgefaßte Programme des Rectors Heinrich

3) vgl. Christophorus Schultze, S. 47 unter 22: „M. Levinus Dippius Egens. ward A. D. 1590. den 20. April. introduciret von R. L. Rath. B. Arnoldus Biersted trat auff die Catheder/ und hielt eine Lateinische Oration de Rectoribus Scholae huius.“



Portal und Ansicht der Großen Stadtschule zu Gardelegen.
Aufnahmen: Staatliche Bildstelle, Berlin — Brockhaus, Gardelegen.

Kirchhoff aus den Jahren 1709 bis 1711 3a) und die damit verbundenen Kataloge von Schüler-Deklamationen in lateinischer Sprache, die allein schon familienkundlich ausgewertet zu werden verdienen, sollen einer späteren Veröffentlichung vorbehalten bleiben.

An dieser Stelle soll zuvor der 7 Einladungen zu Redebübungen in der Großen Stadtschule zu Gardelegen aus der Zeit von 1773 bis 1780 unter dem Rektorat des Rektors August Immanuel Frenzel (Frenzel) gedacht werden. In ihnen wird manches für uns ungenießbar Gewordene an geistigen und antiquarischen Stoffen dargeboten, und so soll hier aus den Einladungen nur das wiedergegeben werden, was schulgeschichtlich von Interesse ist. Dagegen sollen die mit diesen Einladungen verbundenen Kataloge der öffentlich durch Schüler zu behandelnden Redebübungen vollständig veröffentlicht werden. Hierzu sind ganze Scharen von jungen Rednern aufgeboten worden, und werden auch bei der Mannigfaltigkeit der Themen wichtige Zugeständnisse an die Religionsgeschichte und die Antike gemacht, so tragen doch diese alten Programm-Quartanten im Spiegel der hereinbrechenden Zeit der Aufklärung ein gut Teil zur brandenburgisch-preussischen Schul- und Kulturgeschichte im 18. Jahrhundert bei, ohne daß dabei ihre lokalhistorische Bedeutung für den Familienforscher zu kurz kommt.

Doch zunächst noch einige Bemerkungen über die Persönlichkeit des Rektors August Immanuel Frenzel (Frenzel), bevor

3 a) im Besitz der Lehrerbibliothek der Städtischen Oberschule Gardelegen.

wir seinen Einladungen zu öffentlichen Redebungen unsere Aufmerksamkeit schenken.

Aus dem handschriftlich aufbewahrten Informatorenverzeichnis der Latina zu Halle D 24 c S. 84 ist zu entnehmen, daß August Immanuel Frenzel 1742 in Kladow bei Landsberg in der Neumark geboren wurde. Er besuchte die Latina in Halle, von der er im April 1760 auf die Akademie überging, um im September 1761 die Information in schola puerorum und im Dezember 1762 die in schola latina zu erhalten. In seiner Beurteilung heißt es: „Furcht Gottes ist zu hoffen, studia sind gut, Vortrag und regimen gehn gut von statten. Sitten sind ehrbar.“ Im Oktober 1763 kam er in das Paedagogium regium zu Halle, bis er 1771 nach Gardelegen als Rektor der Großen Stadtschule berufen wurde.

Über seine hiesige Tätigkeit gibt uns David Bauke in seinen „Mitteilungen über die Stadt und den landrätthlichen Kreis Gardelegen“, Stendal 1832, S. 239, folgende Auskunft:

„Frenzel, vorher während acht Jahre Lehrer am Pädagogium zu Halle, wo er sich um die Ausbildung des durch seine Gelehrsamkeit ausgezeichneten Knapp 4) und des durch seltene Wirksamkeit weitberühmten August Hermann Niemeyer 5) Ver-

4) Knapp, Georg Christian (1753—1825), Professor der Theologie in Halle und Direktor der Franckeschen Stiftungen.

5) Niemeyer, August Hermann (1754—1828), Professor der Theologie in Halle und Direktor der Franckeschen Stiftungen, Kanzler und Rector perpetuus der Universität Halle. Vgl. Menne, Karl, August Hermann Niemeyer. Sein Leben und Wirken. Zum Gedächtnis des 100jährigen Todestages. Halle 1928.

dienste erwarb, welche diese Männer stets mit wahrhaft kind-
 licher Dankbarkeit anerkannten, kam 1771 als Rektor nach
 Gardelegen und entsprach den hohen Erwartungen, womit er
 empfangen wurde, völlig. So genoß er denn hier allgemeine
 Achtung und Liebe, wirkte als musterhaft treuer und redlicher
 Arbeiter fast drei Jahrzehende hindurch und starb den 22. Au-
 gust 1800 mit dem seligen Bewußtseyn, daß dankbare Ver-
 ehrung sein Denkmal seyn werde. Da damals das Schulamt
 nur karg lohnte: so hinterließ er seine Gattin und seine beiden
 Kinder in großer Dürftigkeit. Aber schnell vereinigten sich Viele
 von seinen Schülern, Freunden und Gönnern zu kraftvoller
 Hülfe, brachten sofort 521 Thaler zusammen und hörten nicht
 auf, der Familie des Verewigten auf die edelste Weise wohl-
 zuthun. Unter den herrlichsten Wohlthätern fehlten auch die
 dankbaren Schüler Knapp und Niemeyer nicht."

Aus dem „Altmärkischen Intelligenz- und Leseblatt“, 1829,
 Nr. 15, entnehmen wir noch folgende Schilderung über die
 Tätigkeit, Persönlichkeit und Bedeutung des Rektors Frenzel:

„Nur einen Primaner fand er bei seinem Amtsantritt vor,
 aber die Zahl vermehrte sich bald durch auswärtige Jünglinge,
 welche der gute Ruf des neuen Vorstehers herbeizog. Er gab
 bei seiner Ankunft der Schule eine neue Organisation und
 theilte dieselbe in 6 Klassen, wovon die 3 Oberen die eigent-
 liche Gelehrtenschule, die 3 Unteren hingegen die Bürgerschule
 bildeten. Mit den Jünglingen, welche sich ausschließlich den
 Wissenschaften, widmen wollten, wurde vorzüglich das Sprach-
 studium betrieben. Im Lateinischen und Hebräischen wurde am

meisten geleistet und was die letztere Sprache betrifft, so gab Frenzel sogar i. J. 1781 Zusätze zu Steinersdorf's hebräischen Grammatik, nebst einigen syntaktischen Regeln, heraus, welche nicht allein in Gardelegen selbst, sondern auch namentlich in Salzwedel eine Zeitlang mit Nutzen gebraucht wurden.

Bei dem ausgebreiteten guten Ruf, worin Frenzel stand, konnte man mit Recht eine Versetzung desselben in eine seinen Talenten und Kenntnissen angemessenere Lage erwarten. Wirklich erhielt er auch nicht nur einen Ruf zu einem auswärtigen geistlichen Amte, womit eine Superintendentur verbunden war, sondern der Minister von Zedlitz 5a), welcher, seitdem er ihn in Halle kennen gelernt hatte, ihn nicht aus den Augen verlor, trug ihm sogar eine Professur auf der Universität Frankfurt a. d. Oder an. Allein der äußerst bescheidene Mann, seiner eigenen Kraft zu wenig vertrauend, lehnte beide ehrenvolle Anträge von sich ab. Der günstige Zeitpunkt war indessen, wie es schien, dadurch auf immer verloren: denn jedes Jahrzehend hat in der Literatur, wie in der Welt, seine strahlenden Gestirne, worüber das ältere Verdienst leicht vergessen wird."

Die pädagogische Vorbildung des Rektors Frenzel in Halle hatte unter dem Einfluß August Hermann Franckes (1663 bis 1727) gestanden, d. h. „die Franckesche Pädagogik entsprach ganz dem Verlangen der Zeit; sie verband Frömmigkeit und Gemeinnützigkeit, sie erzog für den Himmel, ohne die Erde und ihre Bedürfnisse, selbst sehr weltliche, zu vernachlässigen;

5a) Freiherr von Zedlitz, Karl Abraham, 1770—1788, Justizminister und Leiter des Unterrichtswesens in Preußen.

und das alles nach der Maxime des utilitarischen Rationalismus: auf kürzestem Wege größte Leistung." 6)

Da die brandenburgisch-preussischen Länder am stärksten den Einfluß Franckes erfuhren, so wird es natürlich, daß die Stadt Gardelegen einen Mann wie Frenzel 1771 nach Gardelegen zur Leitung der Großen Stadtschule berief. Diese Berufung ist bezeichnend dafür, welchen tiefgehenden Einfluß Franckes Lehren auch auf das Schulwesen der Stadt Gardelegen ausgeübt haben. Diesen Franckeschen Geist spiegeln am besten die Einladungen Frenzels zu öffentlichen Redeübungen aus der Zeit von 1773 bis 1780 wieder, nämlich „daß die Jugend einen guten Grund lege, 1. in der wahren Gottseligkeit, 2. in den nöthigen Wissenschaften, 3. in einer geschickten Beredsamkeit, 4. in äußerlichen, wohlstandigen Sitten." 7)

Die erste dieser Einladungen 8), die übrigens sämtlich in Stendal bei Daniel Christian Francken gedruckt sind, stammt aus dem Jahre 1773 und lautet:

„Zu einer öffentlichen Redeübung, welche in der Schule zu Gardelegen den 17. Febr. 1773 soll angestellt werden, wolte die hochgeehrtesten Patronen, vornehme Sönnner und Freunde unserer Schule gehorsamst und ergebenst einladen

August Immanuel Frenzel, Rector.

6) vgl. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart. Leipzig 1885, S. 355.

7) vgl. Paulsen, S. 382.

8) Im Besitz der Lehrerbibliothek der Städtischen Oberschule Gardelegen.

Viele Gönner und Freunde unserer Schule, die aus edlen Absichten sich bemühen, die Aufnahme derselben zu befördern, haben öfters den Wunsch geäußert, sie nach ihrer ickigen Verfassung und Einrichtung kennen zu lernen. Eltern, die entweder ihre Kinder unserer Aufsicht und Unterweisung schon anvertrauet haben, oder noch anzuvertrauen entschlossen sind, sehen ebenfalls einer Nachricht entgegen, nach welcher sie bestimmen könnten, ob die Ihrigen nach ihren Wünschen und ihrer künftigen Bestimmung gemäß von uns bearbeitet würden. Wie angenehm ist es mir daher nicht, daß gegenwärtige Einladungsschrift mir eine bequeme Gelegenheit darbietet, dem Verlangen so vieler G ö n n e r und F r e u n d e ein Genüge leisten zu können! Unsere Schule ist seit ihrer ersten Stiftung verschiedenen Schicksalen ausgesetzt gewesen. Kaum sahe man aus unsern Mauern Barbarey und Unwissenheit entfliehen, so näherten sich ihr die sanften Musen. Ein jeder machte es sich zur Pflicht ihren Flor zu befördern. Man bemühte sich, redliche und einsichtsvolle Lehrer zu bekommen, und war so glücklich, die damalige Jugend unter der Aufsicht solcher Männer zu sehen, die durch eine ungeheuchelte Frömmigkeit, durch eine gründliche Belehrsamkeit vor andern sich auszeichneten. Hierdurch wurde sie überall bekannt, und aus allen Gegenden sahe man hier muntere Jünglinge sich in Sprachen und Wissenschaften üben, die hernach die Hofnung ihres Vaterlandes, zur Freude der Ihrigen, erfüllet haben. Sie würde auch jederzeit ihren Ruhm zu vertheidigen gewußt haben, wenn nicht öfters harte und widrige Schicksale ihren Absichten hinderlich gewesen

wären. Es hat ihr zwar nicht an Männern gefehlet, welche durch wohl ausgesuchte Mittel ihren Schaden zu heilen bemühet waren, aber die Umstände der Zeit vernichteten sehr oft die besten Anschläge. Der Krieg schrieb Gesetze vor. Die Musen mußten ihren alten Wohnsitz verlassen, und sahen sich genöthigt, dahin ihre Zuflucht zu nehmen, wo sie in sicherer Ruhe, in ihren Tempeln ihre Söhne erziehen konnten. Möchte sie doch, wahre Patrioten wünschen es, zu ihrem alten Ruhm wieder empor steigen! Vielleicht sind auch diese Zeiten nicht mehr weit entfernt. Ausser andern glücklichen Aussichten, die uns die Zukunft eröffnet, machet uns dazu die Gewogenheit vieler Bürger unserer Stadt, die Sie bishero so deutlich gegen unsere Schüler haben blicken lassen, Ihre Bereitwilligkeit allen, die noch aus fremden Orten zu uns kommen werden, Wohlthaten zufließen zu lassen, die beste Hofnung. Auch wir, die wir ietzo das Vergnügen genießen, an dieser Schule zu arbeiten, werden, durch die Hand der Vorsicht unterstützt, alle unsere Kräfte anbieten, das unsrige dazu mit beyzutragen. Und dieß wird unser größter Ruhm seyn, in Zukunft sagen zu können, daß unsere Arbeit an der hiesigen Jugend nicht ganz vergeblich gewesen sey.

Jetzo ist unsere Schule in sechs Ordnungen abgetheilt. Die drey untersten bestehen größtenteils aus solchen Gliedern, die sich nicht dem Studiren widmen, sondern eine andere Lebensart erwählen werden. Man suchet sie deswegen mit solchen Dingen zu beschäftigen, die ihnen, wenn sie brauchbare Bürger des Staats werden wollen, zu wissen nötig sind. Vorzüglich gehet unser Hauptforgen dahin, in ihren zarten Herzen eine

Neigung zur Tugend und einen Abscheu gegen das Laster hervorzubringen. Diesen Endzweck suchet man mit durch die theologischen Stunden zu erhalten, wo ihnen die Glaubenslehren der Christen vorgetragen, der Catechismus erkläret und eine kurze Einleitung in die biblischen Bücher gegeben wird. Wöchentlich ist eine Stunde zur Wiederholung ausgesetzt.

In den Rechenclassen werden insbesondere die Rechnungsarten getrieben, die im gemeinen Leben vorkommen. Es ist wohl nicht nötig zu erinnern, daß man sich bey der Unterweisung allemal nach den verschiedenen Fähigkeiten eines jeden zu richten suchet. Solches kann auch sehr leicht geschehen, weil eine jede Classe ihren besonderen Unterricht erhält.

Die Geographie wird nur kurz vorgetragen, damit man dem Gedächtnisse der Schüler zu Hülfe komme und sie bey der Wiederholung desto fertiger in ihren Antworten seyn mögen.

Eben so suchen wir auch den Unterricht in der Geschichte einzurichten, und sind damit zufrieden, wenn unsere Lehrlinge nur das merkwürdigste in einem jeden Zeitabschnitte gefasset haben. Diejenigen in diesen Ordnungen, die sich der Welt künftig als Gelehrte zu zeigen gedenken, werden in denen Sprachen, die sie wissen müssen, besonders unterrichtet.

In denen 3 obersten Ordnungen werden Sprachen und Wissenschaften getrieben und alles dasjenige mitgenommen, was der Jugend zu einer Vorbereitung auf die höhern Schulen dienen kann. Der Fleiß, die Aufmerksamkeit einiger unserer Schüler, macht uns auch die angenehme Hofnung, daß wir unsere Wünsche erfüllet sehen werden. Wir überlassen es dem

Urtheile unserer Leser, in wie fern die Einrichtung unserer bisherigen Arbeiten, die wir seho anzeigen wollen, einen Anspruch auf Ihren Beyfall wird machen können.

Die Theologie wird wöchentlich in 2 Stunden vorgetragen. Die Wahrheiten einer jeden Lehre werden zuerst kürzlich angezeigt, hernach auseinander gesetzt und mit den wichtigsten Beweisen unterstützt. Ist es nöthig, so werden die Einwürfe der Gegner und die Widerlegung derselben angeführt. Der letzte Theil der Stunde bleibt zur Wiederholung ausgezsetzt.

Die Sprachen, welche auf Schulen müssen getrieben werden, bleiben uns die Hauptsache. Auf die Erlernung der lateinischen werden wöchentlich 12 Stunden verwendet. In diesen werden die Anstigen angewiesen, etwas aus ihrer Muttersprache in die lateinische zu übersetzen. Bey diesen Übungen wird auf die Reinigkeit des Stils und auf die gute Auswahl der Wörter vorzüglich gesehen. Um nun der Jugend Muster vorzulegen, nach welchen sie sich bilden könne, so lesen wir mit ihr diejenigen classischen Schriftsteller, die uns am leichtesten zu unserm Zweck führen können. Die Briefe des Cicero, seine Reden, seine Bücher von den Pflichten werden übersetzt, die Schönheiten angezeigt, die uneigentlichen Bedeutungen der Wörter bemerkt, und so viel als möglich, der Unterschied zwischen der teutschen und lateinischen Sprache dargethan. Den historischen Stil nicht zu vernachlässigen, so lesen die schon gelobten von Julius Cäsar, die andern aber den Nepos. In demen *Charaden*, die der Poesie gewidmet sind, werden die Gedichte des Virgils, und die Oden des Horatz durchgegangen.

Diese Dichter geben uns Gelegenheit die Alterthümer der Römer mitzunehmen. Die Schüler der ersten Ordnung, die es sich angelegen seyn lassen, durch ihren Fleiß die größten Schwierigkeiten zu überwinden, haben es bereits in der Dichtkunst zu einer solchen Fertigkeit gebracht, daß sie Gedichte von verschiedener Art verfertigen können. Diesen wird zugleich eine Anweisung gegeben, wie sie die teutschen Dichter mit Nutzen zu lesen und das Gelesene wieder anzuwenden haben.

In der griechischen Sprache empfangen die Ansrigen wöchentlich in 4 Stunden den gehörigen Unterricht. Die Briefe der Apostel werden übersetzt, der Verstand gezeiget und die nöthigsten Anmerkungen, die sich auf diese Sprache beziehen, hinzugehan.

Die hebräische Sprache wird in eben so viel Stunden getrieben. Bis jetzt haben wir einige Bücher des A. T. welche die Geschichte der Juden in sich enthalten, durchgelesen. Die schweresten Wörter sind nach den Regeln der Grammatik aufgelöst und ihre richtige Bedeutung angezeigt worden. Die Lehre von den Unterscheidungszeichen der Hebräer ist nicht vergessen worden.

Diesemigen von unsern Anvertrauten, welche die französische Sprache erlernen, haben es alle noch nicht gleich gebracht. Einige sind Anfänger, diesen werden die Regeln der Grammatik beygebracht; andere sind etwas weiter, diese lesen französische Schriftsteller und müssen Übersetzungen liefern. Für diejenigen, die sich im Sprechen üben wollen, ist auch gesorgt.

Es ist nun noch übrig, daß ich auch diejenigen Wissenschaften kürzlich berüre, welche in unserer Schule getrieben werden.

Den Unterricht in der Geographie haben wir so einzurichten gesucht, daß unsere Jugend zur Erkenntniß des ganzen Erdbodens kommen möchte. Vorzüglich haben sie diejenigen Länder kennen gelernt, in welchen sich seit einigen Jahren die wichtigsten Begebenheiten ereignet haben. Künftig soll auch der Gebrauch des Globi gezeiget werden.

In der Geschichte ist die Tabelle eines Mannes, dessen edler Charakter und Gelehrsamkeit noch von vielen bewundert wird, des seligen Herrn Inspector Niemeyers 9), der Leitfaden, dem wir folgen. Mit Vergnügen sehen wir, wie sie dem Gedächtnisse der Unsrigen die besten Dienste leistet.

Da der Nutzen einer gesunden Vernunftlehre, auch selbst bey der Jugend so sichtbar ist, weil ihr Verstand dadurch ausgebessert und sie zum Denken angewöhnet wird; so haben wir dieser Wissenschaft auch einige Stunden wöchentlich geschenkt. Ueber einige Sätze, wenn sie vorhero vorgetragen, müssen sich hernach die Schüler der ersten Ordnung in lateinischer Sprache besprechen.

Was die Arithmetik betrifft; so hat man die Jugend in allen Arten der Rechenkunst zu üben gesucht und auf die Mathematik die gehörige Rücksicht gehabt. So der Herr

9) Niemeyer, Johann Konrad Philipp (1711—1767), Vater August Hermann Niemeyers, übernahm 1737 das Inspektorat an der Latina zu Halle.

Leben und Gesundheit verleihet, so werden wir nach Ostern die reine Mathematik selbst anfangen.

Die Oratorie sehen wir nicht als ein Nebenwerk an. Ihre Regeln werden vorgetragen und mit den nöthigsten Beispielen erläutert. Reden werden verfertigt und uns zur Verbesserung überliefert.

Diesjenigen, welche diese Fertigkeit noch nicht erlangt haben, liefern uns kleine Aufsätze, die alsdann durchgesehen und verbessert wieder zurückgegeben werden. Bey diesen Übungen sind wir auch darauf bedacht, unsern Jünglingen die Kunst beyzubringen eine Sache deutlich, schön und dem Adfect der Rede gemäß vorzutragen. Es müssen deswegen, um diese Absicht zu erreichen, einige wöchentlich einmal auftreten und ihre Ausarbeitungen öffentlich hersagen.

Dies wäre ein kurzer Abriß von der gegenwärtigen innern Verfassung unserer Schule. Zum Preise der göttlichen Güte müssen wir es bekennen, daß wir bishero nicht ohne Segen gearbeitet haben. Gott lasse sich fernerhin unsere Bemühungen, die allein zur Verherrlichung seines großen Namens und zum Besten des heranwachsenden Geschlechts der Menschen vorgenommen werden, wohlgefallen. Denenjenigen von den werthesten Bürgern dieser Stadt, die durch Ihre Wohlthaten sich so verdient um unsere Schüler machen, denen ich den verbindlichsten Dank dafür hier öffentlich abzustatten nicht unterlassen kann, ersetze Er alles reichlich. Ihnen und ihren Familien müssen es dafür wohlgehen ewiglich.

Zuletzt habe noch die Hochzuverehrenden Patronen, Gönner und Freunde unserer Schule, gehorsamst und ergebenst ersuchen wollen, uns Morgen, da einige Hofnungsvolle Jünglinge aus denen obersten Classen als Redner auftreten werden, mit Dero Gegenwart in dem ersten Hörsaale zu beehren. Unsere Jugend wird diese Ehre zu schätzen wissen und sich dadurch aufmuntern lassen, Dero Gewogenheit immer würdiger zu werden.

Ordnung, in welcher die Reden und Gespräche
sollen gehalten werden.

Vormittag von 9 bis 12 Uhr werden auftreten:

1. Christian Gottfried Flessow, aus Gardelegen, schildert den Cyrus, und erbittet seinen Nachfolgern ein geneigtes Gehör. T. Pr. 10)
2. Johann Peter Bornemann, aus Gardelegen, redet von der Unsterblichkeit der Seele. T. Pr.
3. Ernst Christian Saltzwedel, aus Gardelegen, lobet den Bischof Basilius. T. Pr.
4. Carl Ludolph Friedrich Lachmann, aus der Altmark, zeigt in einem Traume die Gewalt der Vorurtheile. T. Pr.
5. Adam Gustav Mager, aus Gardelegen, beschreibt den Fall der ersten Menschen.
6. Johann August Wilhelm Fritze, aus Gardelegen, setzt diese Beschreibung fort. T. V. 11)

10) — Teutsche Prosa.

11) — Teutsche Verse.

7. Johann Christian Fritze, aus Havelberg, erhebt das Vergnügen, welches die Wissenschaften gewähren. Lat. Pr. 12)
8. Johann Friedrich Ragozky, aus Gardelegen, tadelt die Unzufriedenen. T. Pr.
9. Johann Wilhelm Christian Römer, aus Wendemark, besingt die Weisheit. T. V.
10. Christian Gottfried Flessow, aus Gardelegen,
11. Christian Ludwig Ragozky, aus Gardelegen,
12. Johann Ludwig Parrhysius, aus Berlin, unterreden sich in teutscher Sprache von Erscheinungen.
13. Johann Christian Friedrich Stambke, aus der Altmark, erläutert den Satz des Ovidius: es ist was großes, wenn man sich beliebter Güter enthalten kann. T. Pr.
14. August Wilhelm Parrhysius, aus Berlin, besingt die Auferstehung des Erlösers. T. V.
15. Christian Ludwig Ragozky, aus Gardelegen, führet einige Quellen an, woraus die gesellschaftlichen Unwahrheiten zu entspringen pflegen. T. Pr.

Nachmittags von 2 bis 5 Uhr.

16. Busso Friedrich Lachmann, aus der Altmark, lobet die Freundschaft. T. Pr.
17. Simon George Brand, aus der Altmark, schildert die wahre Ruhe des Gemüths. T. V.
18. August Ludwig Friedrich Saltwedel, aus Gardelegen, beschreibet den Bischof Martinus. T. Pr.

12) = Lateinische Prosa.

17. Johann Christoph Jöcher, aus Bamberg, setzet in einigen Hauptstücken die Geographie des römischen Kaiserreichs. T. D.
18. Johann Christian Michael Meier, aus Gerdelen, schil- det die wichtigsten Personen in der Natur.
19. Johann Friedrich Schepflin, aus Berlin, lezet diese Metapher von T. S.
20. Carl Ludwig Johann Christoph Schumann, aus dem Altmarkt, beweiset daß die Natur einen großen Einfluß auf die Menschen haben. Im D.
21. Johann Julius August Schottmann, aus Gerdelen, entdeckt die verschiedenen Krankheiten der Gemüthsart. T. Pz.
22. Friedrich Salomon Dorn, aus dem Zeugnis, bezingt die Kürze des Lebens sehr. T. S.
23. Johann Heinrich Duff, aus Gammegut, zühlet der Lust, den uns die Natur anbiethet. T. S.
24. August Wilhelm Dornbusch, aus Berlin, zeiget, daß die Hoffnung, ungeachtet davon zu kommen, eine Quelle vieler Laster werden könne. Sehr.
25. Johann Gottfried Dornbusch, Dorn.
26. Adam Gustav Meyer.
27. Johann August Wilhelm Freise, aus dem aus Gerdelen, stellen Betrachtungen über das Leben des Kaisers Cali- gula an, in deutscher Sprache.
28. Martin Schulze, aus Gerdelen, zeiget, warum man bey dem Tode der besten Freunde nicht zu traurig seyn müsse. T. Pz.

31. Johann Friedrich Christian Stamble, aus der Altmark, beschreibt den Tod eines Christen. T. V.
32. Johann Friedrich Kagozky, aus Gardelegen, bewundert die Weisheit des Schöpfers, worauf uns die verschiedene Kleidung der Thiere führet. Lat. Pr.
33. Johann Wilhelm Christian Römer, aus Wendemark, schildert das abergläubische Rom und saget denen geehrtesten Zuhörern für Ihre Aufmerksamkeit den verbindlichsten Dank."

In der 2. Einladung zu einer öffentlichen Redebübung am 20. April 1774, in der Frenzel einen Beitrag zu der Frage liefert: „Wie kann Anfängern auf die leichteste Art die lateinische Sprachkunst beygebracht werden?“, offenbart sich der ganze Einfluß der Halle'schen Pädagogik hinsichtlich des lateinischen Sprachunterrichts. Die methodisch=didaktische Art der Beantwortung dieser Frage nimmt unser Interesse nicht mehr in Anspruch, und wir begnügen uns, lediglich den Katalog der Redebübungen wiederzugeben:

„Vormittags von 9 bis 12 Uhr.

1. Johann Friedrich August Holzthiem, aus Gardelegen, zeigt wie die Freude über das allgemeine Beste eine Quelle vieler Vergnügungen werden könne, und erbittet seinen Nachfolgern ein geneigtes Gehör. T. Pr.
2. Christian Daniel Albrecht, aus der Altmark, erhebt die Vergnügbarkeit. T. Pr.
3. George Wilhelm Füßel, aus der Altmark, redet von den Vorzügen, welche die Tugend erteilet. T. Pr.

19. Johann Christian Friſche, aus Havelberg, zeigt in einigen Beyspielen die Vergänglichkeith irdischer Königreiche. T. Pr.
20. Johann Gottfried Dietrich Theer, aus Gardelegen, ſchildert die wichtigſten Auftritte in der Natur.
21. Johann Ludolph Parrhyſius, aus Berlin, ſetzt dieſe Materie fort. T. V.
22. Carl Ludolph Friedrich Lachmann, aus der Altmark, beweiset daß die Zeiten einen großen Einfluß auf die Menſchen haben. Lat. Pr.
23. Johann Friedrich Auguſt Holthhiem, aus Gardelegen, entdeckt die verſchiedenen Schickſale der Beredsamkeit. T. Pr.
24. Friedrich Reimar Wiſe, aus der Priegnitz, beſingt die Kürze des Alters Jeſu. T. V.
25. Johann Heinrich Buſſe, aus Gardelegen, rühmet den Troſt, den uns die Religion einflößet. T. V.
26. Auguſt Wilhelm Parrhyſius, aus Berlin, zeigt, daß die Hofnung, ungeſtraft davon zu kommen, eine Quelle vieler Laſter werden könne. Franz.
27. Johann Gottfried Dietrich Theer,
28. Adam Guſtav Mager,
29. Johann Auguſt Wilhelm Friſche, alle drey aus Gardelegen, ſtellen Betrachtungen über das Leben des Käyſers Cali-gula an, in teutſcher Sprache.
30. Martin Schulze, aus Gardelegen, zeigt, warum man bey dem Tode der beſten Freunde nicht zu traurig ſeyn müſſe. T. Pr.

31. Johann Friedrich Christian Stambke, aus der Altmark, beschreibt den Tod eines Christen. T. V.
32. Johann Friedrich Ragozky, aus Gardelegen, bewundert die Weisheit des Schöpfers, worauf uns die verschiedene Kleidung der Thiere führet. Lat. Pr.
33. Johann Wilhelm Christian Kömer, aus Wendemark, schildert das abergläubische Rom und saget denen geehrtesten Zuhörern für Ihre Aufmerksamkeit den verbindlichsten Dank."

In der 2. Einladung zu einer öffentlichen Redeübung am 20. April 1774, in der Frenzel einen Beitrag zu der Frage liefert: „Wie kann Anfängern auf die leichteste Art die lateinische Sprachkunst beygebracht werden?“, offenbart sich der ganze Einfluß der Halle'schen Pädagogik hinsichtlich des lateinischen Sprachunterrichts. Die methodisch-didaktische Art der Beantwortung dieser Frage nimmt unser Interesse nicht mehr in Anspruch, und wir begnügen uns, lediglich den Katalog der Redeübungen wiederzugeben:

„Vormittags von 9 bis 12 Uhr.

1. Johann Friedrich August Holzthiem, aus Gardelegen, zeigt wie die Freude über das allgemeine Beste eine Quelle vieler Vergnügungen werden könne, und erbittet seinen Nachfolgern ein geneigtes Gehör. T. Pr.
2. Christian Daniel Albrecht, aus der Altmark, erhebt die Vergnügbarkeit. T. Pr.
3. George Wilhelm Füßel, aus der Altmark, redet von den Vorzügen, welche die Tugend erteilet. T. Pr.

4. Ernst Christian Saltwedel, aus Gardelegen, entdeckt die Quellen der Undankbarkeit. T. Pr.
5. Friedrich Reimar Wiese, aus der Priegnitz, beschreibt den Trost eines Christen bey widrigen Begebenheiten. T. V.
6. Busso Dietrich Lachmann, aus der Altmark, bewundert die Weisheit des Schöpfers im Pflanzenreiche. Lat. V.
7. Johann Gottfried Dietrich Gottlieb Theer, aus Gardelegen,
8. Johann Ludolph Parrhysius, aus Berlin,
9. Johann Friedrich August Hohthiem, aus Gardelegen, erzählen sich die merkwürdigsten Lebensumstände des Kaisers Heinrich IV. in deutscher Sprache.
10. Johann Christian Friße, aus Havelberg, beschreibt den Soloecismus als den gefährlichsten Feind der Wissenschaften. Lat. Pr.
11. Johann Friedrich Christian Stambke, aus der Altmark, besingt in einer teutschen Ode die Größe Gottes, und
12. Adam Gustav Mager, aus Gardelegen, endigt diese Ode.
13. Johann Friedrich Busse, aus Gardelegen, redet von der wunderbaren Erhaltung der Thiere im Winter. T. Pr.
14. Christian Gottfried Fleßow, aus Gardelegen,
15. Heinrich Christian Conrad Peter Treviran, aus Arendsee,
16. Martin Schulze, aus Gardelegen, unterreden sich von der Physiognomie und Chiromantie, in deutscher Sprache.
17. August Wilhelm Parrhysius, aus Berlin, schildert das jüngste Gericht. T. V.

18. Heinrich Friedrich Ludwig von Biedersee, aus Gardelegen, lobt die kluge Unwissenheit. T. V.
19. Christian Gottfried Fleßow, aus Gardelegen, beschreibt die verschiedenen Ausichten in die Zukunft. T. Pr.

Nachmittags von 2 bis 5 Uhr.

20. Johann Gottfried Fickewirth, aus Tangermünde, warnet vor der Sinnlichkeit. T. V.
21. Joachim Christoph George Schultze, aus der Altmark, redet von den Wünschen eines Christen. T. V.
22. Friedrich Wilhelm George Schrader, aus der Altmark, besingt die Erlösung. T. V.
23. Joachim Friedrich Mandenberg, aus Seehausen, rühmet die edle Nacheiferung. T. Pr.
24. Simon George Brand, aus der Altmark, zeigt wie herrlich sich der Schöpfer im Anfange des alten Bundes bewiesen. T. V.
25. Johann Friedrich Ragoßky, aus Gardelegen, führet einige Quellen an, woraus die Furcht zu entstehen pflegt. T. Pr.
26. Carl Ludolph Friedrich Lachmann, aus der Altmark, bestimmet die Eigenschaften einer guten Moral in Schriften. Franz.
27. Heinrich Christian Conrad Peter Treviran, aus Arendsee, besingt den Tod des Erlösers. T. V.
28. Johann Friedrich Parrhyßus, aus Gardelegen, lobt den Frühling. T. V.
29. Johann Friedrich Christian Stambke, aus der Altmark,

30. Christian Ludewig Ragoſky, aus Gardelegen,
31. Adam Guſtav Mager, aus Gardelegen, unterreden ſich in ihrer Muttersprache von einigen Zauberkünſten.
32. Chriſtian Daniel Paſche, aus Magdeburg, ſtelle den Sommer als einen nahen Zeugen von dem Daſeyn des Schöpfers in der Natur vor. T. Pr.
33. Johann Gottfried Dietrich Gottlieb Theer, aus Gardelegen, beſchreibt die feyerliche Geſetzgebung auf Sinai. T. V.
34. Carl Friedrich Leopold Milow, aus der Altmark, erhebt das Glück deſienigen, der einen geſunden Körper mit einer geſunden Seele verbunden hat. T. Pr.
35. Martin Schulze, aus Gardelegen, beklagt das Unglück der Gottloſen, Franz. V.
36. Johann Ludolph Parrhyſſus, aus Berlin, ſchildert die Zukunft. T. V.
37. Chriſtian Ludwig Ragoſky, aus Gardelegen, unterſucht ob man der Zeit und den Umſtänden eine Gewalt über die Leidenschaft zuſchreiben könne, und ſaget den Anweſenden für ihre Aufmerkſamkeit den verbindlichſten Dank. T. Pr."

In der dritten aufbewahrten Einladung zu einer öffentlichen Redelübung am 24. April 1776, die an einzelnen Stellen leider ſtark beſchädigt iſt, behandelt Frenzel das Thema „Von der richtigen Verwendung der Zeit auf Schulen“, das nicht allein wegen ſeines kulturgeſchichtlichen Interesses, ſondern auch wegen der

Tatsache, daß die Sorgen der Pädagogik mehr oder weniger zu allen Zeiten die gleichen gewesen sind, bemerkenswert ist:

„Da die Zeit eines der kostbarsten Güter der Vorsehung ist, da sie uns zu den nützlichsten Absichten verliehen worden, und der richtige Gebrauch derselben mit so sichtbaren Vortheilen verbunden ist: so muß man sich billig wundern, wie die größte Anzahl der Menschen dieses Geschenk der Vorsehung so übel anwendet. Die Meisten sehen die Zeit als eine Sache an, die sie nach eigenem Gutdünken, ohne von deren Anwendung jemals Rechenschaft geben zu dürfen, gebrauchen könnten. Anstatt einen jeden Theil derselben so zu nützen, wie Gott, das Vaterland und ihre eigene Bedürfnisse es verlangen, widmen sie ihre Stunden und Tage entweder solchen Beschäftigungen, die der Würde des Menschen ganz zuwider sind, oder sie füllen den leeren Raum derselben mit Dingen aus, von welchen kein wahrer Nutzen jemals zu erwarten steht; die zwar den Sinnen schmeicheln, den Geist aber leer lassen. Gewiß, der größte Theil der Menschen bestätigt es, wie wahr der Ausspruch eines Youngs 13) sey: Überall herrscht Zeitvertreib, des Menschen höchster Wunsch; Spielen ist Leben.

Schon bey dem heranwachsenden Geschlechte der Menschen findet sich, nach einer richtigen Erfahrung, die stärkste Neigung, die Zeit nicht zweckmäßig zu gebrauchen, sondern sie vielmehr übel anzuwenden. Wie viele Beyspiele lehren dies! Es wird wol keine Schule seyn, in welcher nicht Lehrer hierüber die

13) Young, Edward (1683—1765), englischer Dichter, bekannt durch seine melancholischen „Night Thoughts“.

bittersten Klagen führen sollten! Diese Neigung ist bey einigen so stark, daß sie weder durch eine gehörige Schärfe, noch durch die besten Vorstellungen kann geschwächt werden. Selbst die Folgen, welche die übel angewandte Zeit nach sich zieht, die oft bey vielen so traurig sind, daß sie rühren sollten, machen auf das Gemüth mancher Schüler entweder gar keinen, oder doch nur sehr wenigen Eindruck. Doch werden Lehrer, denen die wahre Wohlfarth ihrer Anvertrauten am Herzen liegt, keine Gelegenheit ungebraucht hingehen lassen, wo sie den Ihrigen den hohen Werth der Zeit und den Vortheil, der mit der richtigen Anwendung derselben verbunden ist, vorstellen können. Ja sie werden unermüdet ihnen zeigen, wie die Zeit auf Schulen richtig einzutheilen und zu ordnen sey; wie jeder Theil müsse gebraucht werden, wenn noch in spätern Jahren eine frohe Rücksicht auf die Schuljahre das Gemüth erheitern solle. In gegenwärtiger Einladungsschrift werde ich den Schülern, die bey uns erzogen und unterrichtet werden, eine solche Anweisung zu geben suchen. Möchte sie doch bey denen nicht ohne Nutzen seyn, die bis jetho noch die Zeit einer jeden Kleinigkeit zum Raube angeboten, und wol nicht mit Ernst daran gedacht haben, warum sie auf Schulen sich aufhalten! Diejenigen von unsern Schülern, die sich durch rühmlichen Fleiß unter uns bekannt gemacht, und den Zweck, warum sie bey uns sind, vor Augen gehabt haben, werden, wie ich gewiß überzeugt bin, diese Blätter mit Vergnügen lesen, und den Inhalt derselben in Ausübung bringen, warum ich sie auch

als Freund und Lehrer, um ihrer eigenen Wohlfarth willen, bitten will.

Ein Jüngling, der seine Zeit auf Schulen gewissenhaft zubringen will, muß

1. unausgesetzt die Schule besuchen und niemals ohne Noth dieselbe versäumen. Wie groß der Schade, wenn die Lehrstunden nicht besucht werden, beweiset die Erfahrung. Mancher Jüngling, von dem man, nach seinen Fähigkeiten, die er von der Natur bekommen hat, zu urtheilen die gewisseste Hofnung haben könnte, daß er eine höhere Schule würde besuchen können, raubt sich durch Versäumung der Schulstunden diese Ehre. Wie oft klagt er sich alsdenn hierüber, wenn sein Verstand zur völligen Reife gekommen, selbst an; wie oft wünschet er die gute Gelegenheit, die er ehemals hatte in allem vollkommener zu werden, wieder zurück. Insbesondere aber sind der richtigen Anwendung der Zeit auf Schulen die öftern Reisen, die von der Jugend angestellt werden, gänzlich zuwider. Sie zerstreuen das Gemüth, ziehen es auf fremde Gegenstände und gewöhnen den Jüngling nach und nach ein Freund der Unordnung zu werden. Wie vieles wird durch sie nicht versäumt, vergessen? Fleißige Schüler, die gewohnt sind, sich von dem Gebrauche ihrer Zeit Rechenschaft zu geben, suchen deswegen entweder gar nicht, oder doch nur zu der Zeit, wo es ohne Nachtheil geschehen kann, die Erlaubniß dazu.

2. So nachtheilig wie es für einen Schüler ist, wenn er die Schule gar nicht, oder doch nur unordentlich besucht; eben so nachtheilig ist es für ihn, wenn er bey dem Unterrichte, den

er erhält, nicht bedenkt, warum er gegenwärtig ist. Dieser Unterricht ist es, der ihn weiser und klüger machen soll, wie sehr ist er also seiner ganzen Aufmerksamkeit würdig? Wie kann daher ein gesitteter Schüler seine Zeit in der Schule besser anwenden Gedanken nur auf den Vortrag seines Lehrers gibt das Vorgetragene zu verstehen; wenn er, um in seinem Nachdenken nicht gestört zu werden, sich aller fremden Gedanken entschlägt, und an den Unordnungen ungesitteter Mitschüler, welche den Werth der Zeit noch nicht kennen, keinen Antheil nimmt. Ein Schüler, der die Schulstunden so anwendet, wird den merklichen Fortgang in seinem Studiren als eine Belohnung für seine in der Schule so edel zugebrachte Zeit ansehen können.

3. Muß der Jüngling, der seine Schulzeit nützlich gebrauchen will, die Wiederholung dessen, was in der Schule dagewesen ist, nicht vernachlässigen. Durch diese, welche bereits die Alten ihren Lehrlingen so sorgfältig anempfohlen haben, wird vieles deutlicher, besonders wenn der Schüler selbst darüber nachdenkt. Ohne dieselbe würde das Gedächtniß auch nicht vermögend seyn, alles was vorgetragen worden zu behalten. Die Wiederholung aber macht, daß ein Schüler zur jeden Zeit mit Freuden von dem Gehörten Antwort geben kann. Ist dies, so wird sie auch dem Jünglinge eine Quelle seyn, woraus für ihn ein wahrer Ruhm entspringen wird, wenn seine Geschicklichkeit geprüft werden soll. Die Zeit, welche dieser nützlichen Beschäftigung zu widmen, ist wol dieselbe, wo der ganze Unterricht der Seele noch gegenwärtig ist, und die gehalten

Vorstellungen und Gedanken von fremden noch nicht sind verdrängt worden. Will also der fleißige Schüler mit Nutzen wiederholen; so thue er es bald nach dem Schlusse der öffentlichen Lehrstunden. Niemals aber verspare er die Erfüllung dieser Pflicht bis auf eine andere Zeit, damit nicht ein dazwischen kommender Zufall die Ausführung dieses wichtigen Vorhabens verhindere. Kein Vergnügen, sollte es auch das angenehmste seyn, muß ihn davon abhalten, weil sonst der Verlust, den er dadurch erleidet, ihm so leicht nicht wieder ersetzt werden kann. Wie sehr wäre zu wünschen, daß viele Jünglinge dies bedächten! Mit größerer fürden sie alsdann für ihre wahre Wohlfarth

4. Fordert der richtige Gebrauch der Zeit von einem Schüler, daß er diejenige Zeit, in welcher die Gedanken am ruhigsten und freyesten sind, wo die Kräfte der Seele gleichsam ein neues Leben empfinden, nicht ungebraucht hingehen lasse. Die Morgenstunden, die er den Sprachen und Wissenschaften widmet, wird er nie als verlohren ansehen dürfen. Sie werden ihm den kleinen Zwang, den er sich öfters anthun muß, um sich von den Fesseln des angenehmen Schlafs zu befreyen, reichlich dadurch ersetzen, daß er einen merklichen Fortgang in allen seinen Arbeiten sehen wird; daß er sich täglich vollkommener, seine Mitschüler aber, die den Schlaf nützlichen Beschäftigungen vorziehen, weit hinter sich erblicken wird. Die Morgenzeit scheint zur Vorbereitung auf dasjenige, was in der Schule vorgetragen wird, die bequemste zu seyn. Hierzu sollte sie also auch von einem fleißigen Schüler bestimmt

werden. Eben so würde es nicht ohne Nutzen seyn, wenn die Ausarbeitungen, die allemal, wenn sie nach Wunsch gerathen sollen, ein gesammeltes und von allen zerstreuenden Gedanken entferntes Gemüth erfordern, in den ersten Stunden des Tages verfertigt würden. Sie würden alsdann gewiß einen größern Anspruch auf ein gegründetes Lob machen, als sie machen können, wenn sie zu einer solchen Zeit sind aufgesetzt worden, wo die Seele nicht mehr so munter und lebhaft denkt, wo es ihr schon schwerer wird, ihre Gedanken auf einen Gegenstand vorzüglich zu richten.

Auf einigen Schulen haben Schüler, die sich der Gottesgelahrtheit gewidmet und die sich dazu geschickt finden, die löbliche Gewohnheit, an einem jeden Morgen, den Anfang ihrer Arbeiten damit zu machen, daß sie in der Grundsprache einen Abschnitt aus der Bibel lesen. Der Erf werden dadurch mit den Wahrheiten d Jüngling billig zuerst wissen muß e es selbst zu wissen, eine Anzahl Wörter und Redensarten, durch die sie in den Stand versetzt werden, in kurzer Zeit die Bücher der Schrift aus der Grundsprache in eine andere übersetzen zu können.

5. Wird die Zeit wol und nützlich gebraucht, wenn sie zum Lesen solcher Schriften, die den Verstand und das Herz bilden, angewendet wird. Die Stunden, die der Schüler von Schularbeiten frey hat, können am bequemsten dazu bestimmt werden. Der Nutzen, den er aus dem Umgang mit solchen Schriften ziehet, ist nicht gering. Sie werden nicht nur seine Erkenntniß vermehren, sondern sie werden ihn auch bessern und ihm un-

vermerkt einen Abscheu gegen das blendende Laster einflößen. Hat er sich einmal dazu gewöhnet, seine Freystunden so zu gebrauchen: So wird er immer beschäftigt seyn. Er wird alsdenn nicht Ursach haben, wie viele, zu klagen, daß er nicht wisse, wie er seine Zeit hinbringen solle. Der Müßiggang, der mit Recht von allen Zeiten her als eine Quelle der Laster angesehen worden, wird weit von ihm entfernet seyn. Wenn seine Mitschüler ihre Zeit entweder träumend oder spielend zubringen, wird er aus seinem Schriftsteller neue Schätze sammeln, die er noch in Zukunft zu nutzen gedenkt. Wenn andere in lärmender Gesellschaft, wo Tugend und Wohlstand verächtliche Namen sind, ihre Zeit verschwenden, wird er sie als Thoren, die reine Vergnügungen nicht kennen, verlachen, und sein Glück über alles erheben, daß er gelernet hat, seine Zeit mit anständigern und nützlichern Beschäftigungen zuzubringen.

6. Ist die Zeit nicht verlohren, die ein Schüler auf die Erhaltung seiner Gesundheit verwendet. Er ist dazu verpflichtet, dieses unschätzbare Geschenke der Vorf und wie groß würde seine Verantwo hwillig, oder durch Vernachlässigung te. Dies aber würde geschehen, wenn er nie von seinen Geschäften ablassen und sich selbst alle Ergötzungen versagen wollte, die doch seiner Gesundheit eben so vorteilhaft sind, als eine gesunde Speise dem Körper ist. Es kann deswegen dem Jünglinge nicht als ein Verbrechen angerechnet werden, wenn er unterweilen durch Vergnügungen, die unschuldig sind, sich zu erheitern sucht; wenn er, um seinen

Körper gehörig zu bewegen, einige Stunden dem Spiele, wodurch er seinen Endzweck erreichen kann, widmet. Nur muß dieses nicht täglich geschehen, nie zur unrechten Zeit, und der Gedanke an das dabey empfundene Vergnügen muß nie in der Seele der herrschende seyn.

7. Gehört zur richtigen Anwendung der Zeit auf Schulen, daß ein Schüler, wenn er Gesellschaften besuchen will, nur die wähle, die für ihn in aller Absicht unterrichtend sind; die seine Sitten verfeinern, sein Herz und seinen Verstand bilden. Eine jede andere muß er vermeiden, sie raubt ihm die Zeit, ja wol gar seine Tugend, und legt den Grund zu seinem Verderben. Glücklich sind diejenigen Jünglinge, die sich da nicht finden lassen, wo das Laster thronet! Diese können auf das Lob und den Beyfall der Tugendhaften einen sicheren Anspruch machen, und ihr Name wird so wie ihre Tugend noch in den spätesten Zeiten gerühmet werden.

Verschiedenes ließe sich noch von der richtigen Anwendung der Zeit auf Schulen sagen, wenn nicht der übrige Raum dieser Blätter für einen anderen Gegenstand bestimmt wäre. Es sind nemlich unter der bey uns studierenden Jugend einige aus den obersten Ordnungen, die den 24sten April in unserm ersten Hörsaale als Redner auftreten werden. Nichts würde seyn, als wenn sie an diesem Tag sollten, ihre Abungen in Segen Herz mit Liebe und Hochachtung erfüllt ist. Sie bitten deswegen mit mir die Hochzuverehrenden Patronen, Gönner und Freunde unserer Schule, gehorsamst und ergebenst bey der anzustellenden Rede-

übung gegenwärtig zu seyn. Sollten die Wohlthäter unserer Schule, denen wir den besten Segen von Gott für das Gute anwünschen, welches Sie noch so reichlich unsern Schülern erweisen, sich zahlreich bey uns einfinden: so würden wir dies als ein neues Zeichen Ihrer Gewogenheit gegen unsere Jugend ansehen, und diese würde bey aller Gelegenheit ihre Dankbarkeit dafür zu erkennen geben.

Zuletzt zeige noch an, wie unter den Rednern, die auftreten, sich Drey befinden, welche ihren Aufenthalt bey uns beschließen, und auf die Akademie gehen werden, nachdem sie den ganzen Lauf ihrer bey uns zu erlernenden Wissenschaften geendigt, und in unserer ersten Ordnung einige Jahre rühmlichst zugebracht haben. Diese Jünglinge, die durch ihr Wohlverhalten und Fleiß sich den besten Ruhm erworben, werden ihren Abschied in einer Rede nehmen, die von ihnen selbst ist ausgearbeitet worden. Mein aufrichtiger Wunsch ist, daß diese Drey den erkannten und betretenen guten Weg nicht wieder verlassen, und daß sie, da sie sich der Gottesgelahrtheit gewidmet, brauchbare Werkzeuge in der Kirche Christi werden mögen. Niemals werde ich aufhören, Wohlergehen, Weisheit und Segen zu ihre pflichtmäßigen Unternehmungen von dem Vater der Menschen über sie zu erflehen.

Verzeichniß der zu haltenden Reden und Gespräche.

Vormittags von 9 bis 12 Uhr.

1. Johann Gottfried Sackewirth, aus Tangermünde, zeigt den Werth der Buchstaben, und erbittet seinen Nachfolgern ein geneigtes Gehör. T. Pr.

2. Joachim Johann August Lucä, aus der Altmark, beschreibt das Glück eines Sterbenden Christen, T. V.
 3. Heinrich Johann Friedrich Zimmermann, aus der Altmark, redet von der Glückseligkeit der Gottlosen, T. V.
 4. George Christoph Soendrop, aus Gardelegen, tadelt einige Vorurtheile der Menschen, T. V.
 5. Bußo Dietrich Lachmann, aus der Altmark, schildert ein Gebürge, T. V.
 6. Carl Christoph Bunt der Altmark, erörtert die Frage: welches ist die n, T. Pr.
 7. Johann schildert den Untergang
 8. Johann Friedrich August Holtzthiem, aus Gardelegen, führet einige Vortheile an, die ein Staat von verdienstvollen Männern sich versprechen kann. T. Pr.
 9. Johann Gottfried Körber, aus Gardelegen, zeigt, daß nach dem Tode der Mensch erst glücklich sey. T. V.
 10. Johann Friedrich Ragoßky, aus Gardelegen, beschreibt die verschiedenen Veränderungen, welchen die Freundschaft ausgesetzt ist. T. Pr.
 11. Johann August Wilhelm Friße, aus Gardelegen, führet einen Unglücklichen redend ein. T. V.
 12. Christian Gottfried Fleßow, aus Gardelegen, erzählt einen Traum von der Unterwelt. T. Pr.
- Johann Friedrich Heinrich Cordes, aus Clötze,
 Johann Friedrich Parrhysius, aus Gardelegen, und
 Ludolph Friedrich Soendrop, aus Gardelegen, unterreden sich in ihrer Muttersprache von Gewittern.

13. Johann Heinrich Buße, aus Gardelegen, beschreibt den Sieg der Vernunft über Glück und Tod. T. Pr.
14. Carl Friedrich Leopold Milow, aus der Altmark, beklagt den Tod eines jungen Dichters. T. V.
15. Adam Gustav Mager, aus Gardelegen, redet von einigen Landplagen. T. Pr.
16. Heinrich Caspar Friedrich Mengerin . aus der Altmark, zeigt in einer poetischen Erzählung, die ü . . . lgen von den thörigten Wünschen der Menschen
17. Christian Daniel Al daß irdische Güter nur alsdenn zufriedennem Herze

Nachmittags von 2 bis 5 Uhr.

18. Johann Gotthilf Zeitz, aus der Altmark, sucht die Empfindungen eines Christen bey dem Gedanken des Todes und der Ewigkeit auszudrücken. T. V.
19. Ludolph George Friedrich Rohkohl, aus Gardelegen, schildert einen tugendhaften Regenten. T. V.
20. Johann Carl Friße, aus Gardelegen, redet von dem Mißbrauche der Reichthümer. T. V.
21. Johann George Ernst Rogge, aus Calbe an der Milde, zeigt, welche Jünglinge mit Nutzen eine höhere Schule besuchen können. Lat. Pr.
22. Andreas Peter Lohse, aus Gardelegen, führt die Vortheile an, die der Christ von der Religion in Widerwärtigkeiten zu erwarten hat. T. V.
23. Valentin Friedrich Caspar Schnackenburg, aus Gardelegen, redet von der Ewigkeit. T. V.

24. Friedrich Reimer Wiese, aus der Priegnitz, lobt die Beredsamkeit. T. Pr.
25. Johann Friedrich Heinrich Cordes, aus Clötze, empfiehlt die fleißige Betrachtung des Todes. T. V.
26. Johann Friedrich sius, aus Gardelegen, beweiset den Satz: nicht der Reich die Tugend macht glücklich. T. V.
 Joh Berlin,
 Gardelegen, und
 reden von Cometen.
27. Simon George Brand, aus der Altmark, rühmet die Dichtkunst. T. Pr.
28. Christian Ludwig Ragozky, aus Gardelegen, redet von den Schriftstellern nach der Mode. T. V.
29. Ludolph Friedrich Soendrop, aus Gardelegen, handelt von der Unsterblichkeit der Seele. T. V.
30. Johann Christian Frey, aus Havelberg, schildert die Hoheit der Menschen, und nimmt Abschied. T. Pr.
31. Carl Ludolph Friedrich Lachmann, aus der Altmark, redet von der übeln Anwendung der Zeit, und nimmt Abschied. T. Pr.
32. Carl Friedrich Kohkohl, aus Gardelegen, beweiset, daß das Unglück oft ein Glück für die Menschen werde. T. Pr. (handschriftlicher Zusatz: „und nimmt Abschied“)
33. Christian Daniel Paße, aus Magdeburg, schildert den traurigen Untergang der Stadt Guatimala, wünscht den Abgehenden Glück und stattet den Zuhörern für Ihre geneigte Gegenwart den gehorsamsten Dank ab. T. Pr.”

In der vierten Einladung zu einer Redefübung am 16. April 1777 beschäftigt sich Frenzel mit den Sorgen und Nöten des Schulmeisterberufes seiner Zeit. Aber auch die wirtschaftliche Notlage des Lehrerstandes ist sicherlich bei der Abfassung seines Themas nicht ohne Einfluß gewesen. Bekanntlich waren die Bezüge der Lehrer nicht sehr glänzend, und es ist bereits oben darauf hingewiesen worden, in welcher Notlage er seine Familie bei seinem Tode hinterlassen hat.

Aus einem Bericht an das Ober- und Kurmärkische Konsistorium über den Zustand der Großen Stadtschule in Gardelegen im Jahre 1788 entnehmen wir folgendes: „Rektor A. Immanuel Frenzel, 46 Jahre alt, 16 Jahre im jetzigen Amt, studierte in Halle. Einkommen 280 Thaler; dazu Wohnung. 19 Unterrichtsstunden (11 öff., 8 priv.).“ 14) Daher waren die Lehrer auch hauptsächlich auf die Einkünfte aus Nebenbeschäftigung angewiesen.

Doch hören wir Frenzel:

„Von einigen mit dem Schulamte verbundenen Beschwerden. Das Amt eines Schulmannes, wenn es nach Vorschrift der Vernunft und Offenbarung vorwalket wird, ist unstreitig mit den reinsten und edelsten Vergnügungen verbunden, mit Vergnügungen, die am Werthe die übrigen übertreffen. Denn welches Vergnügen kann wohl grösser seyn, als welches Lehrer empfinden, wenn sie sich von einer Anzahl Jünglinge umgeben

14) Vgl. Schwartz, Paul, Die Gelehrtenschulen Preußens unter dem Oberschulkollegium (1787—1806) und das Abiturientenexamen, Band II, S. 487.

sehen, die der Stimme der Religion und der Tugend Gehör geben, und der Zukunft durch Fleiß und Wohlverhalten viel versprechen? Ja, welche Freude muß es für Lehrer seyn, wenn sie schon zum voraus in dem Glücke wohlgerathener Jünglinge die Erfüllung ihrer Wünsche und die Vergeltung ihrer Arbeiten, in ihrem Ruhme den ihrigen erblicken? Welche Freude, wenn sie die Hoffnung haben können, der Welt brauchbare Bürger und dem Himmel selige Bewohner gegeben zu haben? Gewiß, solche Gedanken müssen die Tage treuer Lehrer erheitern, und selbst bey widrigen Begebenheiten trostvoll für sie seyn. So gewiß aber wie es ist, daß ein Schulmann manche vergnügte Stunde zählt, eben so gewiß ist es auch, daß er bey seinem Amte vieles Unangenehme über sich nehmen muß, vieles das ihm oft die bittersten Klagen auspreßt, und sein Vergnügen in Mißvergnügen verwandelt. Es scheinen mit seinem Amte viele Beschwerden unzertrennlich verbunden zu seyn, die ihm desto empfindlicher seyn müssen, je weniger sie von andern dafür angesehen werden. Ich werde mit Erlaubniß meiner Leser in gegenwärtigen Blättern einiges anführen, was insbesondere das sonst so angenehme Geschäfte des Unterrichts und der Erziehung einem Schulmanne beschwerlich und in vieler Absicht unangenehm macht. Es wird sich darnach bestimmen lassen, ob ein Lehrer in Schulen der glückliche Mann ist, für den man ihn gemeiniglich halten will, und ob sein Amt so leicht, so bequem, als es diejenigen ausgeben, die alles ohne Prüfung zu beurtheilen pflegen.

Erstlich. Einem Schulmanne wird sein Amt dadurch zunächst beschwerlich, weil er eine Anzahl Jünglinge zu bearbeiten hat, die in aller Absicht so sehr verschieden sind. Unter denen, die ihm zur Unterweisung und Erziehung sind übergeben worden, findet er Tugendhafte und Lasterhafte, Gesittete und Unge-
sittete, Fähige und Unfähige. Alle diese soll ein Lehrer bilden und unterrichten. Wie viel Mühe sieht hier ein Schulmann nicht vor sich, wie viele Beschwerlichkeiten hat er zu übernehmen, wenn er seinen Zweck glücklich erreichen und allen seinen Anvertrauten, so wie er es wünschet und sein Gewissen von ihm fordert, nützlich werden will. Ganz anders will der tugendhafte, ganz anders der lasterhafte Schüler behandelt seyn. Der tugendhafte soll auf dem guten Wege, den er einmal betreten hat, erhalten werden. Wer den Leichtsinn der Jugend, ihre Neigung zur Ausschweifung, die Gelegenheit, die sich ihr täglich darbietet, verführt zu werden, kennet, wird leicht zugeben, daß dies nicht eine leichte Sache sey, und daß ein Lehrer, wenn er die Tugend in Sicherheit sehen will, in einer beständigen Wachsamkeit sich befinden müsse. Wie oft muß er ermahnen, bitten und väterlich strafen: wie oft auf bequeme Mittel denken, wodurch Jünglinge von der Gefahr, den Weg der Tugend zu verlassen, können abgehalten werden. Welcher heimliche Kummer foltert hier oft die Seele eines gewissenhaften Lehrers!

So beschwerlich aber wie auch das Amt eines Schulmannes schon von dieser Seite betrachtet ist: so wird es ihm doch dadurch noch viel beschwerlicher, wenn er auf diejenigen Lehr-

lunge stehen, die Freunde des Lasters sind. Er bietet alle seine Kräfte auf diese zu retten, und ihre innere und äußere Wohlfahrt sicher zu stellen. Aber wie lange arbeitet er gemeiniglich umsonst, ehe er seinen Zweck erreichen kann? Ja, wie oft wird er bey vielen gewahr, daß alle seine Bemühungen ganz fruchtlos sind? Wie traurig muß dieses für ihn seyn? Noch trauriger aber, wenn er für alle Treue, für allen Eifer, den er anwendet, alle seine Untergebene glücklich zu machen, sich mit Andank belohnet sieht. Vielleicht aber geschieht dieses nur selten? zu wünschen wäre es, leider aber! geschieht es mehr als zu oft. Und was kann ein treuer Lehrer, der dem Laster überall seine Grenzen zu setzen sucht, wohl anders von lasterhaften Zuhörern als Andank erwarten? Die Welt müßte ganz umgeändert werden, wenn Andank nicht der lasterhaften Lohn seyn sollte.

Die Anführung zu einem anständigen und klugen Betragen, oder zu recht guten Sitten, die von dem Amte eines Schulmannes nicht getrennt werden kann, macht ebenfalls dasselbe beschwerlich. Die Meisten von denen, die ihm übergeben werden, wissen nichts von dem Anständigen und Gesitteten. Sie verletzen also fast beständig den Wohlstand, und machen sich dadurch bey andern verächtlich und lächerlich. Sollte ein Lehrer dabey gelassen seyn können? Wird er nicht vielmehr darauf bedacht seyn, die Fehler in den Sitten zu bessern, und seinen Anvertrauten den Wohlstand in seiner Vortrefflichkeit und Schönheit darzustellen? Er wird die Wege bezeichnen, die am nächsten dahin führen, und keine Mittel ungebraucht lassen, die ihm zur Erreichung seiner Absichten bey seinen Schülern

dienlich scheinen. Manches Unangenehme aber wird er über sich nehmen müssen, ehe er den gesitteten Schüler, so wie er ihn wünscht, vor sich siehet. Selbst die mehrere Ausbildung schon gesitteter Jünglinge, wird vielmals einem Lehrer mühsam werden. Vieles findet er bey diesen noch zu verbessern, vieles ganz abzuändern. Wie wenig läßt es sich gedenken, daß dies ohne alle Beschwerde werde geschehen können.

Aus der Ungleichheit der Schüler, in Ansehung ihrer Fähigkeiten erwächst einem Schulmanne eine neue Beschwerde, die nicht als gering angesehen werden kann. Was wünscht ein treuer Lehrer, der die Wohlfahrt seiner Untergebenen als die seine ansiehet, wohl mehr, als allen, die er zu unterrichten hat, nützlich zu werden. Soll nun dieser Wunsch erfüllt werden: so ist nichts so nöthig, als daß er den Unterricht so einrichte, daß weder der Fähige noch Unfähige dabey versäumt werde. Sollte dies aber etwas leichtes seyn? Wenn man die kluge Auswahl der Sachen bedenkt, die bey einem solchen Unterrichte notwendig ist, die Erfahrung die der Lehrer hier haben und die Mühe die er sich geben muß, um allen deutlich zu werden: so wird man sich von dem Gegentheile leicht überzeugen können und einsehen, daß eine solche Unterweisung sehr mühsam seyn müsse.

Zweytens. Es ist nicht selten, daß Eltern, deren Kinder ein Schulmann zu unterrichten und zu allem Anständigen anzuführen hat, diejenigen sind, die ihm sein ohnedem schon beschwerliches Amt noch beschwerlicher machen. Eltern sollten mit dem Lehrer, dem sie einmal ihre Kinder anvertrauet haben,

gemeinschaftlich an der Wohlfahrt der Ihrigen arbeiten. Sie sollten ihm sein Amt, so viel als möglich, zu erleichtern, seine Absichten, die auf das wahre Wohl ihrer Kinder abzielen, zu befördern, und die Hochachtung gegen ihn in den Gemüthern der Kinder zu erhalten suchen. Aber wie viele Eltern giebt es nicht, die hier ganz anders handeln! An statt den Kindern, wenn sie in der Schule wegen ihrer Untugenden, und wohl gar vielmals wegen offener Bosheiten sind bestraft worden, noch einmal ihre Fehler und Vergehungen vorzuhalten, und ihren Unwillen, nach der Pflicht rechtschaffner Eltern, zu eröffnen, nehmen sie die Parthey ihrer ungezogenen Lieblinge. Weitläufig muß das liebe Kind um das Vorgefallene erzählen, mehr als einmal erzählen, damit es in seiner Klage ja nichts auslasse. Wenn es nun erst recht beklagt, und besonders von der zärtlichen Mutter besänftigt worden ist: so geht es nun über den armen Lehrer her. Welche Worte werden wider ihn im Affect ausgestossen! welche Mittel eronnen, um sich an ihm zu rächen! Jedermann muß wissen was vorgegangen, was der Lehrer für ein Mann ist: allen wird es also erzählt, mit welchen Zusätzen läßt sich leicht denken. Dem beleidigten Kinde, das nach dem Zeugnisse der ganzen Nachbarschaft sehr oft das ungesitteste und boshaftigste ist, wird heilig versprochen, dem Lehrer so empfindlich die Wahrheit zu sagen, ihm sein Unrecht so unter die Augen stellen, daß er es in Zukunft nicht mehr bestrafen werde. Ein Glück für den Lehrer, wenn es bey dieser Drohung bleibt, und er sich nicht in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt sieht, gegen die Grobheiten eines ungesitteten

Vaters, oder einer aufgebrachten Mutter, sich zu vertheidigen. Bey solchen Umständen empfindet ein Schulmann gewiß das Beschwerliche seines Amtes. Er, der auf ächte Dankbarkeit einen gerechten Anspruch machen könnte, muß Beleidigungen als eine Belohnung seiner mühsamen Arbeiten ansehen! O widriges Schicksal!

Drittens. Die vielen Schulverbesserer, die an einem jeden Orte, wo nur Schulen sind, auftreten, und ihre Urtheile über Dinge fällen, die sie zu beurtheilen nicht im Stande sind, tragen nicht wenig zu den Beschwerden bey, die mit dem Amte eines Lehrers verbunden sind. Es ist allemal ein Glück für die Welt, daß sich Männer finden, welche es sich zur Pflicht machen, durch ihre Vorschläge, die sie reiflich durchdacht haben, Schulen von ihren Mängeln zu befreyen. Solche verdienen den größten Dank und ihr Name das Lob der Jahrbücher. Diejenigen aber gewiß nicht, die sich zwar zu Richtern in Schulsachen aufwerfen, aber zu nichts weniger als eben dazu geschickt sind. Gering ist die Anzahl solcher nicht. Fast jedermann urtheilt über die Schule, die an dem Orte seines Aufenthaltes ist, und will sie mit verbessern helfen. Bald taugt die ganze Einrichtung der Schule nichts, bald ist die Lehrart des Lehrers und sein Vortrag nicht der beste, bald wird nicht genug auf Ordnung gehalten. Der Lehrer ist diesem zu streng, dem andern zu nachsichtig. Kurz, in allem müßte eine Verbesserung vorgenommen werden, wenn die Schule solchen neuen Verbesserern gefallen sollte. Kann ein Schulmann gegen solche Urtheile wohl ganz gleichgültig seyn? ich

glaube nicht. Es wird ihm vielmehr nahe gehen, daß alles, was er nach besten Einsichten zum Vortheile und Aufnahme der Schule thut, ganz widerig beurtheilt und von solchen getadelt wird, die zwar in ihrem Fache der Welt brauchbar seyn können, die aber, wenn sie sich aus ihrer Sphäre wagen, mehr Nachtheil als Vortheil stiften und ihre Unwissenheit verrathen.

Viertens. Die vielen Sachen, die ein Lehrer in Schulen vorzutragen hat, und die oft gar sehr von einander verschieden sind, vergrößern die Beschwerden des Schulamtes. Die Pflicht, die ein Schulmann über sich genommen hat, machet es nothwendig, daß er nicht nur in vielen Sprachen, sondern auch in vielen Wissenschaften Unterricht geben muß. Um dies nun thun zu können, so ist nicht genug, daß er von allem, worinnen er die Seinen unterweisen will, selbst eine richtige und deutliche Erkenntniß haben, sondern er muß sie auch seinen Anvertrauten beybringen können. Nie aber wird dies ohne gehörige Vorbereitung auf den Vortrag geschehen können. Ein Lehrer, der nicht vergebens arbeiten will, ist verbunden, fast eine jede Sache, die auch öfters die leichteste zu seyn scheint, ehe er sie vorträgt, zu durchdenken, um überall Dunkelheit, diesen grossen Fehler des Vortrags, zu vermeiden. Er ist verbunden die Schriften gründlicher Gelehrten über die Materie, die er öffentlich abzuhandeln hat, nachzulesen, damit er entweder von der Richtigkeit dieser oder jener Sache sich noch mehr überzeuge, oder seine in vielen Dingen noch mangelhafte Erkenntniß verbessere. Siehet man hier auf die vielen Sprachen und Wissenschaften, in welchen der Lehrer täglich unter-

weisen soll: so wird sich hieraus deutlich ergeben, wie oft er sich auch täglich auf viele Dinge, von welchen einige in gar keiner Verwandtschaft miteinander stehen, vorbereiten müsse. Sollte ihm dies aber nicht mühsam seyn? Die viele Zeit, die er darauf verwendet hat, die Anstrengung der Seelenkräfte, die dazu nöthig ist, die Geduld, die er hier gebraucht, um in seinem Fleiße nicht zu ermüden, werden am besten diese Frage entscheiden können. Fast ein jeder behält nach verrichteten Arbeiten seines Berufs noch Zeit zur Erholung übrig, selten aber der Schulmann, der, wenn er die Arbeiten eines Tages geendigt hat, schon wieder an die Arbeiten des folgenden gedenken muß.

Fünftens. Der geringe und sehr mittelmäßige Gehalt, der den meisten Schullehrern ist ausgesetzt worden, kann, wie ich glaube, mit Recht unter die Ursachen gerechnet werden, die das Schulamt beschwerlich und mühsam machen. Es wird wenig Schulen geben, wo die Lehrer so viel haben, als sie zu ihrem nöthigen Auskommen gebrauchen. Die gegründeten Klagen der Meisten können in dieser Sache als ein Beweis angesehen werden. Wozu sehen sich deswegen Schulmänner genöthigt? Wollen sie nicht Mangel leiden: so müssen sie es sich gefallen lassen Arbeiten zu übernehmen, die in vieler Absicht ihrem Amte neue Beschwerden zuziehen. Wenn sie die Pflichten ihres Berufs erfüllt haben, und schon von Arbeiten ermüdet nach Ruhe seufzen: so müssen sie doch noch, oft um eines sehr geringen Vortheils willen, die Mühe über sich nehmen, und einigen von ihren Schülern, oder wohl gar sol-

den, die mit Ihnen in gar keiner weitem Verbindung stehen, besondern Unterricht ertheilen. Ist der Schulmann, der unter solchen Umständen entweder nie, oder doch nur selten zur Ruhe kommt, nicht zu beklagen und sein Amt als mühsam anzusehen?

Bey allen diesen Beschwerden, die ich jetzt kürzlich angezeigt habe, und die auf das genaueste mit dem Schulamte verbunden sind, ist dies für einen Schulmann der beste Trost, daß, wenn er nach Gewissen seine Pflichten erfüllt hat, an dem Orte, wo keine Partheylichkeit statt findet, wo Verdienste nach ihrem Werthe geschätzt und reichlich belohnt werden, ihm die Belohnungen aufbehalten sind, die wegen ihrer Grösse mit keinen irdischen können in Vergleich gesetzt werden. Ein Trost, der einem Lehrer die sanfteste Beruhigung bey allen Beschwerden seines Amtes geben kann!

Zu der bevorstehenden Redeübung, die den 16sten April in unserm ersten Hörsaale wird angestellt werden, lade ich gehorsamst und ergebenst die hochzuverehrenden Scholarchen, Patronen, Gönner und Freunde unserer Schule ein, und ersuche Dieselben, die Redner, die auftreten werden, mit ihrer schätzbaren und ermunternden Gegenwart, wie sonst, also auch jetzt gütigst zu beehren. Groß wird das Vergnügen und die Freude unserer Schüler seyn, wenn sie unter ihren Zuhörern ihre Wohlthäter erblicken werden. Diesen lasse der reiche Vergelter alles Guten ihre Wohlthaten nicht unbelohnt. Er kröne dafür alle ihre Unternehmungen mit seinem väterlichen Segen, und lasse alle ihre Handlungen wohl gerathen!

Einer von den Rednern wird diesmal unsere Schule verlassen, und öffentlich in einer Rede, die er selbst ausgearbeitet hat, Abschied nehmen. Er hat sich der Rechtsgelahrtheit gewidmet. Durch seinen bisherigen Fleiß und gutes Betragen hat er die Hoffnung erweckt, er werde ferner fortfahren, sich in allem, was ihn der Welt brauchbar machen kann und seine künftige Bestimmung von ihm fordert, zu üben, ein Freund der Tugend zu bleiben, und seiner Vaterstadt Ehre zu machen. Alle die an seiner Wohlfarth aufrichtigen Antheil nehmen, werden ihm dies mit mir von Gott erflehen.

Verzeichniß der zu haltenden Gespräche.

Vormittags von 9 bis 12 Uhr.

1. Johann Friedrich Heinrich Cordes, aus Clötze, redet von den Absichten Gottes bey Hervorbringung der Gebürge, und erbittet seinen Nachfolgern ein geneigtes Gehör. T. Pr.
2. Heinrich Gottlieb Zeiß, aus der Altmark, schildert die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge. T. V.
3. Levin Heinrich Schröder, aus der Altmark, besingt das Reich des Messias. T. V.
4. Carl August Ragoßky, aus Gardelegen, zeigt in einer Fabel, daß treue Dienste oft mit Undank belohnt werden. T. V.
5. Heinrich Johann Friedrich Zimmermann, aus der Altmark, tadelt die Schmeicheley. T. V.
6. August Joachim Friedrich Baldenius, aus der Altmark, schildert das jüngste Gericht. Lat. V.

7. Johann Friedrich Parrhysius, aus Gardelegen, beschreibt das Vergnügen, welches ein Weiser in der Stadt haben kann. T. D.
8. Karl Ludwig Bertram, aus Seehausen, tadelt den Geiz. Fr. Pr.
9. Joachim Johann August Lucä, aus der Altmark, zeigt in einer poetischen Erzählung, daß der nur glücklich sey, der mit seinem Stande zufrieden ist. T. D.
10. Carl Christoph Bunge, aus der Altmark, beurtheilt die Sittenlehre der Stoiker. T. Pr.
11. Johann Ernst Rogge, aus Calbe an der Milde, setzt diese Beurtheilung fort.
12. Andreas Peter Lohse, aus Gardelegen, ermuntert zur standhaften Ertragung des Unglücks. T. D.
13. Christian Daniel Albrecht, aus der Altmark, redet von der Verbindung der Philosophie mit der Beredsamkeit. T. Pr.
14. George Christoph Soendrop, aus Gardelegen, zeigt in einem Beyspiele das Schädliche des Stolzes. T. D.
 Johann Gotthilf Zeitz, aus der Altmark,
 Joachim Johann August Lucä, aus der Altmark, und
 Valentin Caspar Friedrich Schnakenburg, aus Gardelegen, erzählen sich in teutscher Sprache einige Begebenheiten, die sich unter der Regierung Herodes des Grossen ereignet haben.
15. Johann Friedrich August Holtthiem, aus Gardelegen, empfiehlt die weise Anwendung der Seelenkräfte. T. Pr.
16. Johann August Wilhelm Friße, aus Gardelegen, schildert das Pflanzenreich als eine Schule der Weisheit. T. Pr.

17. Bußo Dietrich Lachmann, aus der Altmark, lobt die Wissenschaften. Lat. Pr.
18. Adam August Mager, aus Gardelegen, erhebt die wahre Großmuth. T. Pr.
19. Johann Ludolph Parrhysius, aus Berlin, führt den Unterschied zwischen der wahren und falschen Großmuth an. T. Pr.

Nachmittags von 2 bis fünf Uhr.

20. Johann Friedrich Schröder, aus der Altmark, erzählt eine Fabel. T. V.
21. Wilhelm Erdmann Lampe, aus Gardelegen, zeigt in einer Fabel die Richtigkeit des Satzes: der Stolz macht seine Sklaven blind. T. V.
22. Friedrich Wilhelm Carl Pittschell, aus der Altmark, beschreibt die Hoffnung auf Gott. T. V.
23. Johann Wilhelm Jacob Bornemann, aus Gardelegen, erzählt eine Unterredung des Maulwurfs mit den Nacht-eulen. T. V.
24. Philipp Christoph Friedrich Mengerling, aus der Altmark, entdeckt die Begebenheiten eines Reisenden. T. V.
25. Johann Gotthilf Zeitz, aus der Altmark, beweiset mit einem Beyspiele, daß die Sinne oft mehr als die Vernunft zur Überzeugung beytragen. T. V.
26. Johann Gottfried Fickewirth, aus Tangermünde, zeigt, daß die Gelehrsamkeit durch die Tugend erst ihren wahren Werth erhalte. T. Pr.

27. George Heinrich Gerlach, aus Saltzwedel, schildert einen Bußfertigen. T. D.
28. Valentin Caspar Friedrich Schnakenburg, aus Gardelegen, untersucht warum die Verdienste großer Männer erst nach ihrem Tode recht geschätzt werden. T. Pr.
29. Friedrich Reimar Wiese, aus der Priegnitz, führt einige Vorkheyle an, die von der teutschen Sprachkenntniß zu erwarten sind. T. Pr.
30. Ludolph George Friedrich Rohkohl, aus Gardelegen, bewundert die Allmacht und Güte Gottes. T. D.
31. Johann Gottfried Körber, aus Gardelegen, zeigt wie thöricht diejenigen handeln, die mit ihren Schicksalen nicht zufrieden sind. T. D.
32. Johann Carl Fritze, aus Gardelegen, redet von den Wissenschaften. Franz. Pr.
33. Christian Ludwig Kagothky, aus Gardelegen, zeigt welche Schriftsteller mehr Tadel als Lob verdienen. T. D.
34. Simon George Brandt, aus der Altmark, lobt den Kaiser Markus Aurelius Claudius. T. Pr.
35. Johann Heinrich Busse, aus Gardelegen, besingt die Auferstehung des Erlösers. T. D.
- Johann Friedrich Parchysius, aus Gardelegen,
 Johann Friedrich Heinrich Cordes, aus Clötze, und
 Heinrich Caspar Friedrich Mengerling, aus der Altmark,
 reden von den Gebräuchen, die nach dem Tode eines
 Pabstes in Rom beobachtet werden, in teutscher Sprache.

36. Christian Daniel Paße, aus Magdeburg, zeigt welche Betrachtungen der Weise an einem heitern Sommerabend anstellen kann. T. Pr.
37. Carl Friedrich Leopold Milow, aus der Altmark, führt einige Gebräuche an, durch welche die Römer den Tag ihrer Geburt merkwürdig zu machen suchten. Lat. Pr.
38. Heinrich Caspar Friedrich Mengerling, aus der Altmark, tadelt die Unzufriedenheit. T. V.
39. Johann Friedrich Ragozky, aus Gardelegen, erhebt das Glück eines Weisen, und nimmt Abschied. T. Pr.
40. Christian Gottfried Flessow, aus Gardelegen, beweiset, daß nichts in der Welt in aller Absicht vollkommen sey, wünschet dem Abgehenden Glück, und sagt den Zuhörern für ihre Gegenwart den gehorsamsten Dank. T. Pr."

Die fünfte Einladung Frenzhels zu einer öffentlichen Redeübung am 6. März 1778 beschäftigt sich mit „Gedanken über die zweckmäßige Auswahl dessen, was man auf öffentlichen Schulen lehren sollte“. Sie ist insofern von Bedeutung, als sie uns einen Einblick in „Erziehung und Unterricht“ an der Großen Stadtschule Gardelegens im 18. Jahrhundert gibt. Sie lautet:

„Wenn man Gelegenheit hat, die Geschicklichkeit junger Leute, welche die Schule mit der Akademie verwechseln wollen, zu prüfen: so findet man bey vielen eine leichte und sehr mangelhafte Erkenntniß. Dies muß seine Gründe haben. Männer von Einsichten sind bemüht gewesen, diese zu entdecken, und haben sie auch in ihren Schriften der gelehrten

Welt mitgetheilt. Unter denen aber, die von ihnen sind angeführt worden, scheint mir der wichtigste zu seyn, daß auf einigen Schulen zu viel, auf andern aber zu wenig gelehrt wird. Denn in beyden Fällen muß die Jugend nothwendig verlieren. Man lehrt aber unstreitig auf den Schulen zu viel, wo man die Sprachen bloß als eine Nebensache ansieht, und die Wissenschaften zur Hauptsache macht. Es wird sich dies leicht beweisen lassen. Es gibt nur wenige Wissenschaften, die gehörig gefaßt und eingesehen werden können, ehe der Verstand zu seiner völligen Reife gekommen. So gewiß wie dieses ist, eben so gewiß wird daher auch gefolgert werden können, daß die meisten nicht für den noch schwachen Verstand der Jünglinge auf Schulen sind. Sollten diese von dem Vortrage derselben einen wahren Nutzen haben, sollte ihre Erkenntniß dadurch erweitert und aufgeklärt werden: so müßten sie auch bereits fähig seyn, die aus den Wissenschaften vorgetragenen Wahrheiten deutlich einzusehen. Aber wie sehr überzeugt uns hier die Erfahrung vom Gegentheile? Die Anzahl der Sätze, die ihnen deutlich werden, wird gegen die, die ihnen dunkel bleiben, nur sehr gering seyn. Hieraus aber muß Dunkelheit und Verwirrung nothwendig in ihrem Verstande entstehen, und daher ihre Erkenntniß sehr mangelhaft bleiben.

Es gibt aber auch Schulen, wo der Unterricht in gar zu enge Grenzen eingeschlossen wird. Hierher rechne ich diejenigen, wo man den Verstand der Jünglinge gar nicht übt, und wo man sie bloß mit einer trockenen Erlernung der Sprachen martert, und damit zufrieden ist, wenn der Schüler einen

klassischen Schriftsteller nach den Worten übersetzen, und eine Ausarbeitung ohne grammatikalische Fehler verfertigen kann. Wie sehr junge Leute, die einen solchen Unterricht erhalten, versäumt werden, welche Lücken in deren Erkenntniß seyn müssen, läßt sich ohne Beweis einsehen. Da nun aber in beyden Fällen, die jetho sind angezeigt worden, die Jugend in Schulen nicht auf eine für sie vorteilhafte Art bearbeitet wird: so fragt sich wie dies anzustellen, wenn der Jüngling dasjenige erlernen soll, wodurch er fähig wird, gleich nach den Schuljahren die nähere Vorbereitung zu seiner künftigen Bestimmung auf die glücklichste Art zu benutzen? Gegenwärtige Einladungsschrift gibt mir Gelegenheit, meine Gedanken hierüber zu eröffnen. Ich werde daher mit Erlaubniß meiner Leser dasjenige kürzlich anführen, was nach meiner Meinung auf Schulen gelehrt werden sollte.

Öffentliche Schulen sind unstreitig mit dazu errichtet worden, die Jugend in denselben zu würdigen und brauchbaren Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft auszubilden. Soll nun aber dieser Zweck glücklich erreicht werden: so müssen Jünglinge nothwendig die Verhältnisse wissen, in welchen sie mit den übrigen Dingen stehen. Sie müssen ihr Verhältniß gegen Gott, gegen ihre Nebenmenschen und gegen sich selbst kennen. Kennen sie dieses nicht: so ist es auch nicht möglich, daß sie die Pflichten, die daraus entspringen, ausüben, und dem Vaterlande so nützlich werden können, als es dasselbe von ihnen mit Recht erwartet.

Es muß jungen Leuten in öffentlichen Schulen alles beygebracht werden, was ihnen zu wissen nöthig ist, und was nach den Schuljahren zu spät, oder nur sehr mangelhaft und mit vielmehr Schwürigkeit erlernt werden kann. Hat dies seine Richtigkeit, woran, wie ich glaube, nicht gezweifelt werden kann, wenn man auf den Endzweck, den man durch Schulen zu erreichen gedenkt, zurück sieht: so wird sich darnach auch bestimmen lassen, was in Schulen vorzüglich zu lehren sey.

1) Müßen die Sprachen, besonders aber die lateinische, griechische und hebräische, mit Fleiß und Sorgfalt getrieben werden. Die Jahre, in welchen sich die Jugend auf Schulen befindet, sind zur Erlernung derselben die bequemsten. Denn in diesen ist das Gedächtniß und die Einbildungskraft am stärksten und lebhaftesten. Auf beydes aber, wie die Erfahrung lehrt, kommt es am meisten an, wenn Sprachen leicht und bald sollen erlernt werden. Die Erlernung der Sprachen bleibt auch für junge Leute auf Schulen, das beste Mittel, ihr Gedächtniß zu üben und zu verbessern. Je fleißiger sie hier sind, zu einem desto höheren Grade der Stärke wird auch ihre Gedächtnißkraft gelangen, wovon sie in Zukunft vielen Vortheil sich werden versprechen können.

Warum aber sollen die drey oben angeführte Sprachen vorzüglich auf Schulen getrieben werden? Ich könnte überhaupt antworten, weil sie die Hauptsprachen und daher einem Gelehrtem zu wissen nöthig sind, und nach den Schuljahren nicht ohne Schwürigkeit gefaßt werden können. Hierauf aber will ich jetzt nicht sehen, sondern einen anderen Grund anführen, der

dies scheint nothwendig zu machen. Männer von Wissenschaften und Geschmack, haben schon längst dargethan, daß die Schriftsteller der Griechen sowohl als der Römer die reichsten Quellen der Weisheit sind: daß aus ihnen die allerwichtigsten Wahrheiten, ja die nützlichsten Theile aller Wissenschaften können erlernt, erläutert und der studirenden Jugend bekannt gemacht werden. Da nun dies seine Richtigkeit hat, und mit Grunde nicht in Zweifel gezogen werden kann: so läßt sich hieraus auch leicht abnehmen, warum auf Schulen die lateinische und griechische Sprache als eine Hauptsache zu treiben. Junge Leute lernen dadurch nicht nur Sprachen verstehen, die jederzeit in grosser Achtung gestanden haben, sondern sie bekommen auch Gelegenheit Schriften zu lesen, in welchen so viel Brauchbares und im eigentlichen Verstande Schönes enthalten ist, wodurch merklich ihre Erkenntniß wird verbessert und erweitert werden. Letzteres wird besonders geschehen, wenn Lehrer nach dem Rathe großer Schulmänner die Bücher der Alten ihren Anvertrauten philologisch und kritisch erklären.

Der Unterricht in der hebräische Sprache ist aus Schulen auch nicht zu verdrenge. Es gibt unter Schülern viele, die sich der Gottesgelahrtheit widmen wollen. Wollen diese nun in Zukunft den Namen der Theologen mit Recht führen: so muß ihnen die hebräische Sprache auch nothwendig bekannt seyn. Wo sollen sie diese aber erlernen? erst auf der Akademie? Hier finden sie andere Dinge, mit denen sie sich bekannt zu machen haben, und welche ihnen wenig Zeit zur Erlernung einer Sprache übrig lassen. Es ist also wol am rathsamsten, die

Jugend auf Schulen in dieser Grundsprache gehörig zu unterrichten.

2) Es gibt in den klassischen Schriftstellern der Alten viele Wörter und Redensarten, die aus der Mythologie und den Alterthümern hergenommen sind. Diese würden der Jugend dunkel bleiben, wenn sie von beyden keine Kenntniss hätte. Um nun die Lernenden in den Stand zu setzen, die alten Autoren besser zu verstehen, wird es nützlich seyn, ihnen das Nöthigste aus der Mythologie und Antiquitäten vorzutragen. Bey dieser Gelegenheit wird der Lehrer die schwersten Wörter und Redensarten, die herauf ihre Beziehung haben, bekannt machen und erläutern können. Ja, was noch mehr ist, die Antiquitäten werden ihm Gelegenheit geben, seine Zuhörer in die Bücher des N. T. zu führen, und ihnen zu zeigen, was für einen Einfluß die Alterthümer in die Erklärung desselben haben.

3) Geographie und Historie sind, solange man bemüht gewesen ist, die Schulen zu verbessern, ein Gegenstand des Schulunterrichts gewesen. Es würde auch in vieler Absicht sehr nachtheilig für die Jugend seyn, wenn diese Wissenschaften davon ausgeschlossen würden. Durch Hülfе der Geographie bekommen junge Leute eine genaue Kenntniss der Welt und werden mit allen Merkwürdigkeiten derselben bekannt. Wie nützlich kann dies für sie in einem jeden Stande seyn, zu welchem sie von der Vorsehung sind bestimmt worden. Ja, sind sie in diesen Wissenschaften geübt, so werden sie im Umgange mit Andern oft Gelegenheit finden, sich beliebt zu machen, und den Grund zu ihrem künftigen Glücke zu legen. So wie aber die Geo-

graphie der Jugend zu wissen nöthig und nützlich ist: so ist es auch die Geschichte. Wer diese Wissenschaft kenne, wer da weiß, wie sehr sie geschickt ist, Menschen weiser und brauchbarer zu machen, wie sie besonders eine Lehrerin der Jugend ist, wird hieran nicht zweifeln. Da aber nicht alle Gattungen der Geschichte für einen jeden von gleicher Unentbehrlichkeit sind: so wird es rathsam seyn, auf Schulen den Untergebenen diejenigen Gattungen vorzutragen, die wol Niemand entbehren kann, der sich von dem gemeinen Manne unterscheiden will. Zu diesen rechne ich die Universalhistorie, die Geschichte des Vaterlandes und die allgemeine Gelehrtegeschichte. Eine genaue Bekanntschaft mit der letztern, wird besonders Jünglingen, die bald eine höhere Schule besuchen wollen, sehr vortheilhaft seyn.

4) Ausser diesen Arten der Geschichte, gibt es noch eine andre, die auf Schulen vorzutragen ist. Es ist die, aus welcher die Jugend die Weisheit des Schöpfers, sich selbst und die Natur der Dinge am besten kann kennen lernen, und welche mit dem Namen der Naturgeschichte belegt wird. Da diese Sachen in sich enthält, die für einen jeden, er mag sich den Wissenschaften, oder einer andern Lebensart widmen, brauchbar sind: so verdient sie aus diesem Grunde in Schulen vor andern gelehrt zu werden.

5) Das beste Mittel den Verstand der Schüler zu üben und zu schärfen wird die reine Mathematik seyn. Diese darf deswegen, wie bereits auch die Alten schon erinnert haben, nicht aus wohl eingerichteten Schulen verdrenget werden. Und dies um

desto weniger, da sie den Weg zu den übrigen höhern Wissenschaften bahnet.

6) Schulen sind mit dazu bestimmt, jungen Leuten von allen Sachen richtige Begriffe beyzubringen, sie anzuführen, vernünftig, deutlich und ordentlich zu denken. Durch die Vernunftlehre wenn diese so vorgetragen wird, wie die Fähigkeiten der Lernenden es fordern, wird dieser Zweck am besten können erreicht werden. Es wird diese Wissenschaft auch bequem seyn, die Jugend mit vielen Kunstwörtern, die man in Wissenschaften braucht, bekannt zu machen, welches ihr bey dem akademischen Vortrage sehr nützlich seyn wird.

7) Der Unterricht in der Oratorie ist in Schulen nicht als eine ganz überflüssige Sache anzusehen. Denn so wie durch ihn der Geschmack junger Leute gebildet und ausgebeßert wird: so setzt er diese auch in den Stand, das was sie gelernet haben, geschickt wieder vorzutragen, und anderer Gelehrten Schriften desto besser zu verstehen. Gut ist es aber wohl nicht, wenn dieser Unterricht allzu früh ertheilet wird. Denn die Schüler müssen zuvor denken lernen, ehe sie reden sollen. Auch wird bey dem Vortrage der Redekunst dahin zu sehen seyn, daß die Anzahl der Regeln nicht ohne Noth, wie in manchen Anweisungen zur Beredsamkeit geschehen ist, gehäuft werde. Der Grund hiervon läßt sich von selbst einsehen. Wohlgewählte Beyspiele, wodurch die vorgetragenen Regeln erläutert werden, werden diese Kunst der Jugend angenehm machen, ihren Geschmack verfeinern, und ihr vieles bekannt machen, was sie mit Nutzen bey ihren eigenen Ausarbeitungen wieder gebrauchen kann. Auf diese wird deswegen am meisten mit zu sehen seyn.

Dieses wären die Lektionen, die nach meiner Meynung auf Schulen zu treiben sind. Sollte die Schuljugend noch in mehreren Wissenschaften unterwiesen werden: so würde man, wie ich glaube, die Grenzen des Schulunterrichts überschreiten, und die Schüler an Erlernung solcher Dinge hindern, die sehr nöthiger und nützlicher für sie sind. Es würde dies auch ohne Nutzen für Jünglinge seyn, weil ihr Verstand noch nicht die Reife hat, die zur Erlernung anderer Wissenschaften nöthig ist. Besser wird es also seyn, den Unterricht in diesen den Lehrern der Akademie zu überlassen.

Ich komme nun auf dasjenige, was diese Einladungsschrift veranlasset hat. Es ist dies eine öffentliche Redelübung, welche wir in unserer Schule anzustellen gedenken. Die Redner, welche auftreten werden, schmeicheln sich mit der angenehmen Hoffnung, daß ihre Übungen geneigten Beförderern und Freunden der Wissenschaften gefällig seyn werden. Es ergeht demnach an die Hochzuverehrenden Patronen, Gönner und Freunde unserer Schule, unsere gehorsamste Bitte, uns Morgen in unserm grossen Hörsaale mit Dero geneigten Gegenwart zu beehren.

So wie alle Redner mit mir hierum ergebenst bitten: so thun auch insbesondere diejenigen von unsern Schülern, welche auf die Akademie gehen, und in einer öffentlichen Rede, die von ihnen selbst ist ausgearbeitet worden, Abschied nehmen werden. Es sind deren Sechs, von welchen Fünf sich der Gottesgelahrtheit, einer aber der Rechtsgelahrtheit gewidmet hat. Sie haben ihre Zeit bey uns wohl angewendet, und sich bereits einen schönen

Schatz des Erkenntnisses eingesammelt. Durch dieses und ihr damit übereinstimmig gewesenes gutes Betragen, haben Sie die Hoffnung erweckt, Sie werden unter dem Segen Gottes zu brauchbaren Werkzeugen in der Kirche und dem Staate tüchtig gemacht werden. Der Herr gebe diesen Jünglingen Gnade, daß Sie auf dem Wege der Tugend bleiben, und in allem Guten je mehr und mehr, zur Freude aller derer, denen ihre Wohlfahrt lieb ist, zunehmen!

Zuletzt muß ich noch eine mir angenehme Pflicht erfüllen, nemlich den wertheften Bürgern unserer Stadt, die noch so rühmlich fortfahren, sich als Wohlthäter gegen unsere Schüler zu beweisen, den verbindlichsten Dank zu sagen. Gott lasse diesen ihre Wohlthaten nicht unbelohnt. Er segne dafür alle ihre Unternehmungen, und schenke ihnen alles was ihre Wohlfahrt befördern und Sie wahrhaft glücklich machen kann. Die hier studirende Jugend wird es sich zur Pflicht machen, dies für ihre Wohlthäter von der Vorsehung zu erflehen.

Verzeichnisse der zu haltenden Reden und Gespräche.

Vormittags von 9 bis 12 Uhr.

1. August Joachim Friedrich Baldenius, aus der Altmark, handelt von den allgemeinen Begriffen im göttlichen Verstande, und bittet um geneigtes Gehör. T. Pr.
2. Johann George Christoph Gottfried Weingardt, aus Gardelegen, erzählt eine Fabel. T. V.
3. Heinrich Christian Danneberg, aus Gardelegen, schildert die Zufriedenheit eines Christen im Tode. T. V.

4. Johann Heinrich Gottfried Benecke, aus Gardelegen, redet von der Macht des Menschen. T. V.
5. Johann Peter Krause, aus der Altmark, beschreibt das seltsame Betragen der Menschen bey einem Gewitter. T. V.
6. Wilhelm Erdmann Lampe, aus Gardelegen, redet von der Unsterblichkeit der Seele. T. V.
7. Johann Friedrich Wilhelm Burchardt, aus der Altmark, ermuntert nach dem 42. Ps. zum Vertrauen auf Gott. T. V.
8. Johann Heinrich Lemme, aus Potsdam, lobt den jungen Plinius. T. V.
9. Valentin Caspar Friedrich Schnakenburg, aus Gardelegen, ermuntert zur Verehrung Gottes. T. V.
10. Johann Friedrich August Holzthiem, aus Gardelegen, schildert den Kaiser Flavius Claudius Julianus. Lat. Pr.
11. Heinrich Caspar Friedrich Mengerling, aus der Altmark, beschreibt einige fürchterliche Auftritte beym Ende der Welt. T. V.
12. George Christoph Soendrop, aus Gardelegen, zeigt in einer poetischen Erzählung, daß die Wege der göttlichen Vorsehung zwar oft sehr verborgen, aber doch sehr gerecht sind.
13. Joachim Johann August Lucä, aus der Altmark, setzt diese Erzählung fort. T. V.
14. Simon George Brandt, aus der Altmark, tadelt den Neid. Lat. Pr.
15. Johann Gottlieb Müller, aus Gardelegen, zeigt wie thöricht es ist, sich vom Stolze regieren zu lassen. T. V.

16. Johann Gottfried Körber, aus Gardelegen, sucht die Empfindungen eines Schwermüthigen, der auf die Zukunft sieht, auszudrücken. T. V.
17. Friedrich Reimar Wiese, aus der Priegnitz, beweiset, daß die Tugend das höchste Gut des Menschen in diesem Leben sey. T. Pr.
Heinrich Johann Friedrich Zimmermann, aus der Altmark,
Johann Gottfried Fickewirth, aus Tangermünde,
George Heinrich Berlach, aus Saltzwedel, reden von einigen Thieren, in teutscher Sprache.
18. Bußo Dietrich Lachmann, aus der Altmark, schildert den Müßiggang als ein sehr schändliches Laster, und nimmt Abschied. T. Pr.
19. Johann Ernst Rogge, aus Calbe an der Milde, redet von dem Nutzen und dem Angenehmen, das mit den Wissenschaften genau verbunden ist, und nimmt Abschied. T. Pr.
20. Carl Christoph Friedlieb Bunge, aus der Altmark, zeigt die wahre Gestalt eines lebenswürdigen Jünglings, und nimmt Abschied. T. Pr.
21. Johann Friedrich Heinrich Cordes, aus Klötze, beschreibt die Laster als die größten Uebel. T. Pr.

Nachmittags von 2 bis 5 Uhr.

22. Heinrich Gottlieb Zeitz, aus der Altmark, zeigt wie der Mensch oft durch unvernünftige Thiere beschämt werde. T. V.
23. Johann Friedrich Schröder, aus der Altmark, handelt von dem richtigen Gebrauch irdischer Güter. T. V.

24. Friedrich Wilhelm Carl Pittschel, aus der Altmark, untersucht, warum ein jeder verbunden, an dem Glücke und Unglücke Anderer Theil zu nehmen. T. Pr.
25. Christian Friedrich Wilhelm Schnakenburg, aus Gardelegen, besingt die Zufriedenheit. T. V.
26. Heinrich Johann Friedrich Zimmermann, aus der Altmark, redet von der göttlichen Regierung bey den menschlichen Handlungen. T. V.
27. Georg Heinrich Gerlach, aus Saltzwedel, führt einige Tugenden an, die der Christ besitzen muß, wenn er getrost sterben will. T. V.
28. Friedrich Adolph Immanuel Frank von Rosenbruch, aus Gardelegen, zeigt den grossen Werth der Tugend. T. V.
29. Levin Heinrich Schröder, aus der Altmark, redet von den Sitten des ältern Cato. T. V.
30. Johann Ludolph Parrhysius, aus Berlin, erläutert einen Beweisgrund für die Unsterblichkeit der Seele. T. Pr.
31. Johann Gottfried Sackewirth, aus Tangermünde, redet von der besten Art Gott zu dienen. T. V.
32. Friedrich Wilhelm Johann Victor Godecke, aus der Altmark, besingt die Auferstehung der Todten. T. V.
33. Ludolph George Friedrich Rohkohl, aus Gardelegen, zeigt, daß die Erlernung der Wissenschaften die Verbesserung des Herzens müsse mit zur Absicht haben. Franz. Pr.
34. Philipp Christoph Friedrich Mengerling, aus der Altmark, beschreibt die Herrschaft des Goldes über die Herzen der Menschen. T. V.

35. Carl Ludwig Bertram, aus Seehausen, rühmt den Chalifen Almamon. Lat. Pr.
36. Carl August Ragoſky, aus Gardelegen, zeigt, daß alles in der Welt eitel sey. T. V.
37. Johann Wilhelm Jacob Bornemann, aus Gardelegen, erzählt ein Gespräch der Minerva mit der Tadelsucht. T. V.
- George Christoph Soendrop, aus Gardelegen,
Joachim Johann August Lucä, aus der Altmark, und
Valentin Caspar Friedrich Schnakenburg, aus Gardelegen,
unterreden sich in ihrer Muttersprache vom Aberglauben.
38. Johann Heinrich Busse, aus Gardelegen, untersucht, ob in aller Absicht die Furcht vor dem Tode zu tadeln sey. T. Pr.
39. Christian Daniel Paſe, aus Magdeburg, beweiset, daß die Tugend das Schöne in der vorzüglichsten Bedeutung sey, und nimmt Abschied. T. Pr.
40. Adam Gustav Mager, aus Gardelegen, zeigt wie der Krieg zur Tugend auffordern kann, und nimmt Abschied. T. Pr.
41. Carl Friedrich Leopold Milow, aus der Altmark, schildert einen wahrhaftig großen Mann, und nimmt Abschied. T. Pr.
42. Christian Ludwig Ragoſky, aus Gardelegen, zeigt wie viel der Wiß und die Scharfsinnigkeit bey ernsthaften Wissenschaften zu tun haben, wünschet den Abgehenden Glück, und sagt den Zuhörern für ihre Gegenwart gehorsamsten Dank. T. Pr."

In der sechsten vorliegenden Einladung zu einer öffentlichen Redeübung der Schüler der Großen Stadtschule am 21. April 1779 spricht Rektor Frenzel „Von den Lehren des Pythagoras und ihren Quellen“. Diese Abhandlung enthält für uns so viel Unverdauliches an antiquarischem und philosophischem Stoff, daß sie einer Veröffentlichung nicht wert ist. Es sei hier nur das Verzeichniß der damaligen Redner und ihrer Themen wiedergegeben!

„Verzeichniß der zu haltenden Reden und Gespräche.

Vormittags von 9 bis 12 Uhr.

1. Johann Gottfried Sackewirth, aus Tangermünde, zeigt die Thorheit des Stolzes, und bittet um ein geneigtes Gehör. T. Pr.
2. Johann Joachim Friedrich Eggert, aus der Altmark, lobt den Kaiser Probus. T. V.
3. Johann Gottfried Ludwig Wernecke, aus Gardelegen, beschreibt das Vergnügen eines Weisen auf dem Felde. T. V.
4. Friedrich Gottlieb Viering, aus Gardelegen, redet nach dem 19ten Ps. von der Kraft des göttlichen Worts. T. V.
5. Johann Andreas Christoph Creutzberg, aus Gardelegen, handelt von der Thorheit der Religionspötker. T. V.
6. Heinrich Gottlieb Zeisk, aus der Altmark, zeigt den Vorzug, den die Höflichkeit vor der Grobheit hat. T. V.
7. Christian Friedrich Wilhelm Schnackenburg, aus Gardelegen, zeigt, wie der Stolze sich selbst verächtlich macht. T. V.

8. Friedrich Wilhelm Kläden, aus Seehausen, führt die Abschiedsrede an, die Klitus kurz vor seinem Tode an den Alexander hätte halten können. Franz. V.
9. George Friedrich Gottfried Zarnack, aus Gardelegen, bestätigt durch eine Fabel den Satz: derjenige kann nur vergnügt leben, der mit seinem Stande zufrieden ist. T. V.
10. Johann Friedrich Wilhelm Levin Carl Müller, aus Calbe an der Milde, redet von dem Nutzen der Bücher. T. V.
11. Ludolph George Friedrich Rohkohl, aus Gardelegen, führt einige zur Unterdrückung des Stolzes bequeme Mittel an. T. Pr.
12. Friedrich Wilhelm Johann Victor Godecke, aus der Altmark beschreibt die eiserne und güldne Zeit. T. V.
13. Johann Friedrich Parrhysius, aus Gardelegen, redet von dem Wesen der Dichtkunst. T. Pr.
14. Heinrich Christian Danneberg, aus Gardelegen, schildert das Glück eines Weisen. T. V.
15. Wilhelm Immanuel Hildebrand, aus Thüringen, handelt von der Sonnenfinsterniß beym Tode Christi. T. Pr.
16. Johann Heinrich Lemme, aus Potsdam, rühmt die Vortheile, die von einer vernünftigen Kinderzucht zu erwarten sind. T. V.
17. Heinrich Caspar Friedrich Mengerling, aus der Altmark, beschreibt den Nutzen, der von der vernünftigen Erkenntniß der Welt und Natur zu erwarten ist. T. Pr.
18. George Christoph Soendrop, aus Gardelegen, schildert die Furcht vor Gott, als das größte Grundgesetz aller Thronen. T. V.

19. Johann Gottfried Körber, aus Gardelegen, schildert das jüngste Gericht. T. D.
 Heinrich Gottlieb Zeiß, aus der Altmark,
 George Heinrich Gerlach, aus Salzwedel, und
 Johann Wilhelm Bornemann, aus Gardelegen, erzählen sich einige auf Reisen gesammelte Bemerkungen. T. Pr.
20. Christian Ludwig Ragotsky, aus Gardelegen, führt die Eigenschaften eines vollkommenen Regenten an. Lat. Pr.
21. August Joachim Friedrich Baldenius, aus der Altmark, beschreibt die Trägheit als ein schändliches Laster, und nimmt Abschied. T. Pr.
22. Simon George Brandt, aus der Altmark, redet von dem Siege eines Tugendhaften über die Schrecken des Todes, und nimmt Abschied. T. Pr.
23. Johann Friedrich Heinrich Cordes, aus Clötze, zeigt, wie der Trieb zum Neuen und der Veränderung in allem so sichtbar sey. T. Pr.

Nachmittags von 2 bis 5 Uhr.

24. Johann George Christoph Gottfried Weingardt, aus Gardelegen, zeigt in einer Fabel, wie der Mangel vielen vortheilhafter, als der Überfluß sey. T. D.
25. Johann Gottfried Bettin, aus Gardelegen, beweiset, daß der Gerिंगste und Verachtetste sehr oft wider Vermuthen helfen könne. T. D.
26. Johann Gottfried Theodor Lamprecht, aus dem Lüneburgischen, schildert die ädlen Gesinnungen eines Tugendhaften. T. D.

27. Wilhelm Erdmann Lampe, aus Gardelegen, führt einige Bewegungsgründe an, wodurch die Menschen zur Bemühung um Neuigkeiten angetrieben werden. T. Pr.
28. Johann Ludwig Gottlieb Schulze, aus Gardelegen, besingt die Himmelfahrt des Erlösers T. V.
29. Friedrich Wilhelm Carl Pittschel, aus der Altmark, schildert einen wahren Christen im Leben und Tode. T. V.
30. Johann Friedrich Schröder, aus der Altmark, redet von der Unermesslichkeit Gottes. T. V.
31. Johann Franz Nathanael Müller, aus Gardelegen, zeigt die Würde des Menschen. T. Pr.
32. Friedrich Adolph Immanuel Franz von Rosenbruch, aus Gardelegen, beschreibt den unerschrockenen Muth eines Helden. T. V.
33. Christian Thiede, aus Gardelegen, besingt die Wiederkunft des Frühlings. T. V.
34. Levin Heinrich Schröder, aus der Altmark, redet von den Seelenkräften. Lat. Pr.
35. George Heinrich Gerlach, aus Salzwedel, empfiehlt der Jugend die fleißige Betrachtung des Todes. T. V.
36. Johann Heinrich Gottfried Benecke, aus Gardelegen, tadelt die Unentschlossenheit. T. Pr.
37. Johann August Wilhelm Fröhe, aus Gardelegen, schildert einen wahren Freygebigen. T. Pr.
38. Valentin Caspar Friedrich Schnackenburg, aus Gardelegen, beschreibt die Natur der Furcht und Hoffnung. T. Pr.

39. Carl August Ragoſky, aus Gardelegen, zeigt, wie nöthig es ſey, die Kinder in Religion zu unterrichten. T. V.
 Johann Gottfried Sackewirth, aus Tangermünde,
 George Chriſtoph Soendrop, aus Gardelegen, und
 Johann Heinrich Lemme, aus Potsdam, unterreden ſich in ihrer Muttersprache vom Blitze und andern Feuerzeichen.
40. Philipp Chriſtoph Friedrich Mengerling, aus der Altmark, führet einen Teutſchen Pariſer redend ein. T. V.
41. Johann Heinrich Buſſe, aus Gardelegen, bewundert die Größe Lutheri. T. Pr.
42. Johann Wilhelm Jacob Bornemann, aus Gardelegen, zeigt in einer poetiſchen Erzählung den Mißbrauch des Wißes. T. V.
43. Johann Ludolph Parrhyſius, aus Berlin, beſchreibt den Gottesacker als eine Schule der Weiſheit. T. Pr.
44. Friedrich Reimar Wiſe, aus der Priegnitz, redet von dem letzten allgemeinen Gerichte, und nimmt Abſchied. T. Pr.
45. Carl Ludwig Bertram, aus Seehauſen, beweiset, daß es die erſte Pflicht eines jeden ſey, an ſeine Beſtimmung zu denken, und nimmt Abſchied. T. Pr.
46. Johann Gottfried Voigt, aus dem Magdeburgiſchen, zeigt, daß ein früher Tod ein Glück ſey, wünſchet den Abgehenden Glück, und ſagt den Zuhörern für ihre Gegenwart den gehorſamſten Dank. T. Pr."

„Von der Ausbildung der Jugend in öffentlichen Schulen zu würdigen Mitgliedern der menſchlichen Geſellſchaft“, ſo lautet das Thema Frenkels in der ſiebenten und letzten Ein-

ladung zu einer öffentlichen Redeübung am 12. April 1780:

„Da, nach einer richtigen Erfahrung, von einer vernünftigen und weisen Erziehung der Jugend das Wohl, nicht nur einzelner Familien, sondern ganzer Gesellschaften mit abhängt: so ist wohl nichts so nöthig, als daß diejenigen, welchen das Erziehungsgeschäfte ist übergeben worden, ihre erste und größte Sorgfalt darauf verwenden, ihre Anvertraute zu würdigen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft auszubilden. Von jeher hat man dies für die Hauptsache bey der Erziehung gehalten. Schon die Verfügungen, welche einige der griechischen Weisen einer wohl eingerichteten Kinderzucht wegen gemacht haben, hatten dies zur Absicht. Die Gesetze, welche dieserwegen Minos, Triptolem, Drako, Solon und Lykurgus gegeben haben, und wodurch diese Männer bey den Kretensern, Lacedämoniern und Atheniensern nicht allein, sondern auch bey andern Völkern sich bekannt gemacht, beweisen dies deutlich. So wie man aber bey einer jeden Erziehung diesen Zweck zu erreichen suchen sollte: so müssen auch vorzüglich Lehrer in öffentlichen Schulen diesen zu erhalten sich vorsetzen. Wie sind diese dazu nicht verpflichtet! Sie sehen eine Anzahl junger Leute vor sich, und in diesen ein künftig Geschlecht, oder eine Nachwelt, die nach und nach, früher oder später, in die Stelle der Abgehenden eintritt, und mit deren guten oder schlechten Beschaffenheit das Glück oder Unglück so vieler unzertrennlich verbunden ist. Wie wichtig müssen daher Lehrern die Jahre der Jugend seyn! wie groß ihr Eifer, ihre Untergebene zu würdigen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft zu erziehen!

Wie aber wird dies auf die beste, auf die leichteste Art geschehen können? Mit Erlaubniß meiner Leser werde ich hierüber in diesen Blättern meine Gedanken eröffnen. Ich werde mich glücklich schätzen, wenn auch nur etwas von dem, was ich von dieser wichtigen Sache sagen werde, den Beyfall einsichtsvoller Männer erhalten wird.

Wohll wollen gegen alle Menschen, Rechtschaffenheit, Großmuth, Nachsicht, Mitleiden, Versöhnlichkeit, Mildthätigkeit, sind die erhabenen Tugenden, wodurch Menschen Gott ähnlich werden, ihre Natur erhöhen und sich nützlich machen. Die Ausübung derselben muß deswegen jungen Leuten sorgfältig anempfohlen werden. Um sie desto eher dazu zu bewegen: so ist nöthig, bey aller Gelegenheit ihnen die Schönheit und Wichtigkeit dieser Tugenden zu zeigen und das Häßliche des Gegentheils. Auf solche Art werden Jünglinge zu Menschenfreunden gebildet, und dem gemeinen Wesen rechtschaffene Mitglieder überliefert.

Da man aber auch bey den besten Gesinnungen durch übel angebrachte Offenherzigkeit sich und andern, selbst seinen besten Freunden, nachtheilig werden kann: so muß man daher die Jugend zur Verschwiegenheit gewöhnen. Zu dieser müssen junge Leute mit desto größerer Sorgfalt, von ihren ersten Jahren an, angehalten werden, weil die Kunst zu Schweigen den Meisten so schwer zu lernen wird. Bey einigen scheint sie zwar eine Naturgabe zu seyn, andre aber, und diese machen den größten Theil aus, sind geneigt, sich jedem anzuvertrauen. Sie können sich, ob sie gleich sonst fähige Köpfe sind, nicht selbst

bezwängen, zu rechter Zeit zu schweigen. Eher kommen sie zu keiner Ruhe, als bis sie alles gesagt, was sie auf dem Herzen haben. Wie wenig man aber sich und andern treu seyn könne, und wie unfähig zu wichtigen Bedienungen und aller wahren Freundschaft, wenn man nicht schweigen gelernt hat, beweisen die vielen Beispiele, die uns die Geschichte anführt.

Hier nächst hat ein Lehrer bey der Erziehung sein Augenmerk darauf zu richten, daß er in den Herzen seiner Zöglinge den Trieb zur Ehre erwecke und diesen vortheilhaft richte. Dieser Trieb gehört mit zu den Geschenken, welche Menschen mit größter Dankbarkeit von der Vorsicht annehmen müssen. Ohne diesen würde die edle Nacheiferung nicht statt finden, nicht das anhaltende Bestreben, die Hochachtung und das Vertrauen anderer zu erwerben. Ja hätte der Schöpfer diesen Trieb in unsere Seelen nicht gepflanzt: so würde keiner zu einer großen und mit allgemeinen Vortheile verbundenen Unternehmung aufgelegt seyn. Welcher Schade würde hieraus für alle entstehen! So groß aber wie dieser seyn würde, eben so groß muß auch der Eifer eines Lehrers seyn, die Ehrliebe bey jungen Leuten zu ernähren. Damit aber diese nicht in Ehrgeitz, diesen Feind der menschlichen Gesellschaft, ausarte: so muß der Jugend ein richtiger Begriff von der wahren Ehre beygebracht werden. Wissen Jünglinge, daß diese in dem gegründeten Urtheile anderer von unsern Talenten, Geschicklichkeiten, Verdiensten, vorzüglich aber von unsrer Redlichkeit, Treue und Arbeitsamkeit besteht: so werden sie das auch nicht mehr für Ehre halten, was derselben ganz entgegen ist, und wodurch schon viele sich unglücklich gemacht haben.

Die wahre Ehre ist die Quelle, woraus das Vertrauen anderer zu uns entspringt. Es ist weise gehandelt, wenn wir dies bey aller Gelegenheit zu vermehren suchen, denn ohne dasselbe wird es nicht möglich seyn, denen, die neben uns sind, so nützlich zu werden, als wir es wünschen. Nichts aber scheint dazu bequemer zu seyn, als das Bemühen, andre zu überzeugen, daß sie sich auf unsre Worte verlassen können. Der, welcher das Erziehungsgeschäfte über sich genommen hat, wird sich deswegen um seine Anvertraute sehr verdient machen, wenn er ihnen die Tugend der Wahrhaftigkeit auf angelegentlichste empfiehlt. So wie er dies zwar bey allen thun muß: so hat er es doch bey lebhaften Köpfen und gutherzigen Gemüthern am meisten nöthig. Jene wollen überall sich wichtig zeigen und gefällig machen. Sie suchen daher gemeiniglich, ihre Erzählungen auf alle Art zu erweitern. Alles, was sie reden, soll wichtig seyn. Hierdurch erhalten sie nach und nach die ehrlose Fertigkeit, Wind zu machen, und zuletzt können sie nichts ohne erdichtete Nebenumstände erzählen. Diese, die Gutherzigen, können am ersten sich in den Verdacht bringen, daß ihren Worten nicht Glauben bezumessen sey. Sie wollen allen gerne dienen, keinem etwas abschlagen; nun versprechen sie alles, warum sie gebeten werden. Nachher aber finden sie sich in der Verlegenheit, ihr Wort nicht halten zu können. Je schätzbarer das Genie der muntern Köpfe und das Herz der Dienstfertigen ist; desto mehr erfordert es die Pflicht eines Anführers der Jugend, beyden Gattungen die nachtheiligen Folgen ihrer Unbedachtsamkeit lebhaft vorzustellen.

Die Anführung zur Ordnung und Arbeitsamkeit gehört mit zu den Hauptbeschäftigungen der Erziehung. Wie viel nutzbares liegt nicht in der Ordnung, da Gott selbst ein Gott der Ordnung ist! Sie setzt uns in den Stand, mit einerley Mühe noch einmal so viel zu thun. Fängt man früh an, junge Leute zur Ordnung anzuhalten: so wird ihnen diese mit der Zeit zur Gewohnheit werden. Und sind sie erst dazu gewöhnt: so werden sie auch nicht wieder davon ablassen. Denn es ist bekannt, wie schwer es einem jeden wird, wider seine Gewohnheit zu handeln, und daß die Menschen das, wozu sie sich gewöhnt haben, gern und mit Leichtigkeit thun. Das Anhalten der Jugend zur Arbeitsamkeit, ist aus mehr als einem Grunde nöthig. Zur Arbeit gewöhnte Jünglinge werden so leicht von den Lastern nicht gefesselt werden, welche die, so sich dem Müßiggang ergeben, mit Vergnügen ausüben, und dadurch den Grund zu ihrem Verderben legen. Wer in seinen ersten Jahren, nicht zu einer beständigen Geschäftigkeit ist angeführt worden, wird, wenn ihm in Zukunft ein Amt anvertrauet wird, nachlässig seyn in Erfüllung seiner Pflichten; er wird unter den Beschäftigungen beynahe erliegen, die dem Arbeitsamen garnicht beschwerlich sind. Wie wenig Nutzen wird das Vaterland von einem solchen erwarten können!

Einen großen Dienst aber wird eine Schule auch dem Vaterlande leisten, wenn sie die Seelenkräfte junger Leute schärft und übet. Es ist nicht genug, wenn man Jünglingen alles in seinem wahren Lichte vorstellet, und ihnen von allen Sachen richtige Begriffe beybringt. Ein Lehrer muß noch weiter gehen.

Erlauben es die Fähigkeiten seiner Schüler: so muß er sie auch anführen, selbst zu denken, zu reflektiren und zu erfinden. Scharfsinn, Wiß, Einbildungskraft und Geschmack sind mit noch genauerer Sorgfalt und Klugheit zu bearbeiten, als das Gedächtniß. Denn dieses bringt ohne jene nicht den verdienstvollen Mann hervor.

Die Bildung der Sitten junger Leute gehört unstreitig mit zu einer guten Erziehung. Je artiger, je feiner ein Jüngling in seinen Sitten ist; desto mehr wird er auf den Beyfall aller, die ihn kennen, einen sichern Anspruch machen können. Mancher würde in der Welt sein Glück nicht gefunden haben, wenn er sich durch sein artiges Betragen nicht die Gunst anderer erworben hätte. Am leichtesten aber wird jungen Leuten eine gute Conduite können beygebracht werden, wenn man ihnen an ausgebildeten Personen (welche Stadt ist so klein, in welcher dergleichen nicht anzutreffen wären?) das freymüthige, gefällige und verfeinerte Betragen bemerken läßt. Sie werden alsdann ihre Gesellschaften mit Geschmack wählen, und aus einer jeden derselben artiger und belebter zurückkehren.

Dies ist nun nach meiner Meinung dasjenige, worauf man in öffentlichen Schulen bey Erziehung der Jugend vorzüglich zu sehen, und wodurch dieselbe zu würdigen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft gebildet werden kann. Noch besonders aber müssen Jünglinge durch die Erziehung auf öffentlichen Schulen dem Vaterlande gewidmet werden. Soll dieser Zweck erhalten werden: so lehre man sie, wie die Glückseligkeit aller Bürger mit der Wohlfahrt des ganzen Staates verbunden ist.

Man zeige ihnen die Vortheile, die ein jeder aus der Einrichtung der Landesregierung hat, und stelle ihnen die Verpflichtung lebhaft und nachdrücklich vor, sich, sobald sie brauchbar sind, dem Vaterlande, welches sie ernährt, erzogen und beschützt, wieder zu widmen. Besonders wird es nöthig seyn, ihnen zu zeigen, wie ein jeder verbunden, seinen Privatvortheil von dem Besten des Landes nicht absondern, und wie eine treue Ergebenheit gegen das regierende Haus und der stille Gehorsam gegen die Landesgesetze die Pflicht eines jeden Unterthanen im Staate sey. Wie groß müssen die Vortheile seyn, die ein Land sich versprechen kann, wenn es viele Schulen hat, in welchen Zöglinge zu Menschenfreunden, zu angenehmen Gesellschaftern, zu brauchbaren Mitbürgern, zu Patrioten gebildet werden! Glücklich ist daher dasienige, welches dem preussischen Zepter unterworfen ist!

Den 12. April wird abermals eine feyerliche Redeübung in in dem ersten Hörsaale unserer Schule angestellt werden. Außer andern Rednern, die auftreten werden, sind diesmal noch fünf hoffnungsvolle Jünglinge, die nach gehöriger Endigung ihrer Schulstudien in unserer ersten Klasse, die Akademie beziehen, und in fünf verschiedenen Reden, von welchen sie selbst die Verfasser sind, öffentlich von uns Abschied nehmen wollen. Diese Jünglinge haben sich, so lange sie auf der hiesigen Schule gewesen sind, so betragen, und ihre Zeit auf eine solche angewendet, daß ihre gewesene Lehrer gewisse Hoffnung haben, sie werden unter der Leitung des Geistes Gottes brauchbare Mitglieder der Kirche, welcher sie sich gewidmet haben, werden

können. Der Herr gebe ihnen Gnade, daß sie die Gesegneten des Herrn an ihrem Theil seyn und bleiben wollen immerdar!

Für ihre, und der übrigen Jugend, öffentliche Reden erbitte gehorsamst und ergebenst der Hochzuverehrenden Gönner und Freunde unserer Schule geneigte Gegenwart. Zuletzt kann ich nicht umhin die Wohlthaten hier öffentlich zu rühmen, die viele von den werthesten Bürgern dieser Stadt der hier studierenden Jugend zufließen lassen. Heil, Segen und reiche Gnadenvergeltung wünsche ich dafür diesen liebevollen Wohlthätern von dem Gott an, der keine gute Handlung unbelohnt läßt!

Verzeichniß der zu haltenden Reden und Gespräche.

Vormittags von 9 bis 12 Uhr.

1. Johann Gottfried Theodor Lamprecht, aus dem Lüneburgischen, zeigt den Werth der Vernunft, und bittet um ein geneigtes Gehör. T. Pr.
2. Johann Gottlieb Lorisch, aus Gardelegen, beweiset durch eine Fabel, wie schädlich die Einfalt sey. T. V.
3. Johann Christoph Gottlieb Höffert, aus Gardelegen, schildert einen Vergnügten auf dem Lande. T. V.
4. Johann George Christoph Gottfried Weingart, aus Gardelegen redet von dem besten Troste im Unglück. T. Pr.
5. Wilhelm Erdmann Lampe, aus Gardelegen, führt die Schicksale der ältern Beredsamkeiten an. T. Pr.
6. Johann Heinrich Gottfried Benecke, aus Gardelegen, beweiset, daß der Frühling der beste Zeuge von der Allmacht des Schöpfers sey. Teutsche Prose.

7. Johann Joachim Friedrich Eggert, aus der Altmark, handelt von dem Troste, den man bey dem Absterben der besten Freunde haben kann. T. Pr.
8. Christian Friedrich Wilhelm Schnackenburg, aus Gardelegen, rühmt die Vortheile, die der Tugendhafte in diesem und jenem Leben zu erwarten hat. T. V.
9. George Heinrich Berlach, aus Salzwedel, lobt die gelehrte Einsamkeit. T. Pr.
10. Levin Heinrich Schröder, aus der Altmark, beschreibt die Tugend als die größte Zierde des Menschen. T. Pr.
11. Matthias Heinrich Kruse, aus dem Halberstädtischen, rühmt den Schulwitz. T. Pr.
12. George Friedrich Gottfried Zarnack, aus Gardelegen, beschreibt den Frühling als einen Lehrer der Weisheit. T. Pr.
13. Friedrich Wilhelm Kläden, aus Seehausen, untersucht, ob es besser sey, jemanden zu loben oder zu tadeln. Lat. Pr.
14. Friedrich Wilhelm Johann Victor Godecke, aus der Altmark, schildert die Würde des Menschen. T. Pr.
15. Johann Heinrich Lemme, aus Potsdam, besingt das Lob der Weisheit. T. V.
 Johann Ludwig Gottlieb Schultze,
 Wilhelm Erdmann Lampe, und
 Johann Wilhelm Jacob Bornemann, alle drey aus Gardelegen, reden vom Bieher und Hamster. T. Pr.
16. George Christoph Söndrop, aus Gardelegen, redet von der Herrschaft der Menschen über die Thiere. T. Pr.

17. Christian Ludwig Kagoßky, aus Gardelegen, schildert die Feyerlichkeit einiger Tage im alten Bunde, und nimmt Abschied. T. Pr.
18. Johann August Wilhelm Friße, aus Gardelegen, bewundert die Größe der Werke Gottes, und nimmt Abschied. T. Pr.
19. Johann Friedrich Parrhysius, aus Gardelegen, zeigt den Mißbrauch der Nacht. T. Pr.

Nachmittags von 2 bis 5 Uhr.

20. Johann Heinrich Friedrich Wilhelm Ernst, aus Gardelegen, zeigt in einer poetischen Erzählung, daß die Tugend nie unbelohnt bleibt. T. V.
21. Joachim Christoph Olfermann, aus Gardelegen, zeigt wie schwer es sey, die Verdienste richtig zu beurtheilen. T. V.
22. Johann Gottfried Bettin, aus Gardelegen, redet von der Absicht Gottes bey der Sendung seines Sohnes in diese Welt. T. Pr.
23. Joh. Ludw. Gottl. Schulze, aus Gardelegen, stellt eine Betrachtung über die Unvollkommenheiten der menschlichen Gesellschaft an. T. Pr.
24. Johann Andreas Christoph Creutzberg, aus Gardelegen, erhebt die Vergnügsamkeit. T. Pr.
25. Johann Friedrich Schröder aus der Altemark, handelt von den Ausichten in die Zukunft. T. Pr.
26. Friedrich Gottlieb Viering, aus Gardelegen, besingt die Schöpfung. T. V.

27. Friedrich Wilhelm Carl Pittschel, aus der Altmark, führt einige Mittel an, durch deren Anwendung ein jeder tugendhaft bleiben kann. T. Pr.
28. Johann Wilhelm Bornemann, aus Gardelegen, redet von den Weisagungen der heiligen Schrift. T. Pr.
29. Philipp Christoph Friedrich Mengerling, aus Gardelegen, schildert den Zorn der Mächtigen. Lat. Pr.
30. Friedrich Adolph Immanuel Franz von Rosenbruch, aus Gardelegen, beschreibt den traurigen Untergang der Tyrannen. T. V.
31. Christian Thiede, aus Gardelegen, schildert den Hingang des Erlösers zum Tode. T. V.
32. Ludolph George Friedrich Rohkohl, aus Gardelegen, zeigt wie nöthig einem Gelehrten eine anständige Dreistigkeit sey. T. Pr.
33. Valentin Caspar Friedrich Schnackenburg, aus Gardelegen, sucht die Gedanken eines Christen bey den Gräbern auszudrücken. T. V.
34. Martin Christian Trassehn, aus Tangermünde, stellt Betrachtungen über die Leyden des Erlösers an. T. Pr.
- George Christoph Söndrop, aus Gardelegen,
 Johann Gottfried Theodor Lamprecht, aus dem Lüneburgischen, und
 George Heinrich Gerlach, aus Salzwedel, unterreden sich in ihrer Muttersprache von den Schicksalen der berühmten Grafen von Marsigli.

35. Johann Gottfried Voigt, aus dem Magdeburgischen, redet von dem Untergange der Stadt Lissabon. T. Pr.
36. Johann Ludolph Parrhysius, aus Berlin, beschreibt die freudigen Ausichten eines Christen bey den Begebenheiten, worauf unsre Erlösung beruhe, und nimmt Abschied. T. Pr.
37. Simon George Brandt, aus der Altemark, handelt von den Annehmlichkeiten des Todes, und nimmt Abschied. T. Pr.
38. Johann Franz Nathanael Müller, aus Gardelegen, vergleicht das jugendliche Alter der Menschen mit dem Frühlinge, und nimmt Abschied. T. Pr.
39. Wilhelm Immanuel Hildebrand, aus Thüringen, redet von dem Tode des Erlösers, wünschet den Abgehenden Glück, und stattet der ganzen Versammlung für ihre geneigte Gegenwart den gehorsamsten Dank ab. T. Pr."

Anschließend sei hier noch zur Geschichte der Großen Stadtschule in Gardelegen ¹⁵⁾ erwähnt, daß entsprechend dem oben-erwähnten Revisionsbericht über den Zustand der Schule im Jahre 1788, in dem in Preußen als letzte Tat des friedezianischen Ministers von Zedlitz das Abiturientenexamen eingeführt wurde, seit 1777 58 Schüler zur Universität Halle gegangen sind, „von welchen auch schon viele in öffentlichen

15) vgl. Verf.: „Einiges über die Große Stadtschule in Gardelegen aus den Jahren 1788 bis 1801.“ „Lieb' Heimatland“, Monatsbeilage des Gardelegener Kreis-Anzeigers. 2. Jahrgang, Nr. 2 und 3.

Ämtern stehen". 16) Von 1790 bis 1801 sind dagegen im Zeichen des Niedergangs des preußischen Staates nur 17 Abiturienten entlassen worden. Mannigfaltige Schulwandlungen hat seitdem das höhere Schulwesen in Gardelegen erfahren.

Wenn wir noch einmal einen kurzen Rückblick auf die von Frenkel seinen Einladungen vorausgeschickten pädagogischen Abhandlungen und auf die von seinen Schülern in öffentlichen Redebungen behandelten Themen werfen, so können wir diesen Aufgaben und Zielen der damaligen Erziehung das historische Recht, das auf den geistigen Strömungen des 18. Jahrhunderts aufgebaut ist, nicht absprechen. Sie beweisen uns nur zu deutlich, daß sich auch in Gardelegens Großer Stadtschule die Entwicklung der Schule von den Kulturströmungen des Pietismus und der Aufklärung abhängig erwiesen hat. Daher gibt den jungen Rednern auch die Religionswissenschaft die meisten Themen, an die sich solche aus der Welt der Antike, aus der Geschichte, aus der Sittenlehre, ja sogar aus der Naturgeschichte und Geographie anreihen, während solche über vaterländische Erziehung verhältnismäßig zu wenig verzeichnet sind.

Soll auch der Wert solcher freien Vorträge in „teutscher“, lateinischer und französischer Sprache vor einem geladenen Publikum unserer lieben Stadt Gardelegen für das spätere Auftreten der jungen Redner im öffentlichen Leben durchaus nicht verkannt werden, so ist doch anzunehmen, daß diese Vorträge unter Berücksichtigung bestimmter oratorischer Methoden

16) vgl. Schwartz, S. 488.

nicht von den Schülern allein ausgearbeitet worden sind, sondern unter der Anleitung ihrer Lehrer. Hierbei macht sich wieder der Hallesche Einfluß geltend, denn die Anleitung zur „teutschen Oratorie“ entsprach einer Franckeschen Forderung, „weil es viel daran gelegen, daß man einen feinen teutschen Stilum lerne schreiben“ 17), und wir können diesen Ausspruch ergänzen mit „und reden“. Die Behandlung solcher Aufgaben aber bringt die Gefahr mit sich, daß die Persönlichkeit des Schülers in erster Linie unterdrückt wurde. Nach dem Vorbilde Frenthels werden auch diese Schülerreden von schwülstigen Schmeicheleien, mit denen um das Wohlwollen Gardeleger Standespersonen und der für die Schule interessierten Bürger gebeten wurde, übergeflossen sein, und das ist unserm Geschmaçk zuwider. Doch gewinnt auch manches Thema als Kuriosum uns ein leises Lächeln ab, denn „Menschliches, Allzumenschliches“ lag auch jener Zeit nicht fern.

Jedes Volk hat das Urrecht, seine staatlichen Einrichtungen, und dazu gehören in erster Linie die Schulen, so zu gestalten, wie es sie für sein Dasein braucht. So hat der Nationalsozialismus aus dem Chaos der deutschen Schulgeschichte vergangener Zeiten gelernt und sich im Gegensatz zu der Pädagogik unserer Altvordern als höchstes Ziel für die Schule der Gegenwart und Zukunft die Aufgabe gestellt: Die Erziehung des deutschen Menschen zur höchsten Einsatzbereitschaft für Volk und Staat.

17) vgl. Ziegler, Theobald, Geschichte der Pädagogik mit besonderer Rücksicht auf das höhere Unterrichtswesen. München 1909, S. 195.



Wald und Jagd in der Letzlinger Heide

Von Forstmeister v o n I l t e n , J ä v e n i t z .

Das große Waldgebiet, das sich zwischen der Elbe und dem Drömling, der Börde und den Ackerbaugebieten der Altmark im Norden hinstretcht, hieß im Mittelalter die Wendenheide (wahrscheinlich wegen der vielen kleinen Wendenorte), später Garleber Heide, während die einzelnen Teile besondere Namen trugen, wie der dem Erzstift Magdeburg zeitweise gehörige Südteil Bischofsheide (etwa das heutige Forstamt Colbitz), der südwestliche Teil der Heide (das heutige Forstamt Planken) die Lindenheide, der im Besitz des Klosters Neuendorf stehende Teil die Klosterheide (Teile des heutigen Forstamts Jävenitz) und der früher im Besitz der Markgrafen stehende Teil der Heide die Markgrafenheide. Erst mit Einrichtung der Provinz Sachsen übernahm man allgemein den Namen Colbitz-Letzlinger Heide nach den forstlichen Verwaltungsgebieten der Heidereuther, die in Colbitz und Letzlingen ihren Sitz hatten.

Der Teil „Jagd“ ist nach dem Aufsatz von W. Dietlein, Gardelagen: „Von Jagd und Jägern auf Letzlingens Heide“, erschienen im „Roland“ 1933, mit freundlicher Genehmigung des Verfassers bearbeitet.

Die Lehlinger Heide kommt geschichtlich gesehen nicht aus einheitlichem Besitz. Im ausgehenden Mittelalter teilten sich der Erzbischof von Magdeburg und die von den Zisterziensern gegründeten Klöster Ammensleben, Hillersleben und Neuendorf sowie eine Reihe altmärkischer Adelsfamilien, so die Alvensleben, Bismarck, Schulenburg, Lüderitz und Kröcher, in ihrem Besitz, bis die Hohenzollernschen Kurfürsten, angelockt durch den Wildreichtum der Heide, durch mehr oder weniger freiwilligen Kauf und Tausch größere Teile der Heide in ihren Besitz brachten. Im Jahre 1555 erwarb der Kurfürst Johann Georg von Brandenburg den Alvensleben'schen Besitz von Lehlingen, Mittewende, Schönfeld, Meintz, Lubitz und Silber mit den umgebenden Waldungen. Im Jahre 1562/63 erwarb dann der Kurfürst zu einem billigen Preise auf eine wenig schöne Art und Weise, über die noch Bismarck in seinen Erinnerungen sehr abfällig urteilt, bedeutende Waldflächen um Burgstall, Mahlpfuhl, Dolle und Colbitz von den Familien Schulenburg und Bismarck samt deren Stammburg in Burgstall und ließ sich 1579 vom Kloster Neuendorf einen großen Teil der Klosterwaldungen abtreten. So schuf er ein zusammenhängendes Jagdgebiet von ziemlicher Größe, das sich abermals erweiterte, als Johann Georgs Sohn Joachim Friedrich, Inhaber des Erzstifts Magdeburg, dem Vater auch noch die Jagd im südlichen Teil der Heide für den Preis von acht Tonnen eingesalzenen Hirsch- und ebensoviel Schweinewildbrets überließ. Dem Verkauf des Jagdregals folgte dann 1648 im Frieden von Münster und Osnabrück auch die Oberhoheit über dies Gebiet des Erzbistums Magdeburg.

Die älteste urkundliche Mitteilung, über die wir verfügen, ist eine Grenzbeschreibung aus dem Jahre 1292. Diese spricht schon von den „Lindenbergen“ und es ist anzunehmen, daß bis zu der Periode der großen deutschen Volksvermehrung im 12. und 13. Jahrhundert hier ein verhältnismäßig unberührtes, fast menschenleeres Heidegebiet gewesen ist, wo Traubeneiche, Linde, Hainbuche, Wildobstbäume, Hasel sowie Birke und Aspe mit Eberesche und auch Kiefer in wahllosem Durcheinander bestandsbildend waren. Auf den ärmeren Böden im Norden der Heide werden vorwiegend Birke mit Kiefer, im Südteil der Heide auf der Endmoränenkette werden die anspruchsvolleren Holzarten, besonders die Linde, vorherrschend gewesen sein. Sicherlich waren, ehe die Waldweide in größerem Umfange einsetzte, Linde und Hainbuche mehr oder weniger über die ganze Heide verbreitet, während sie uns heute nur in den ehemals erzbischöflichen Jagdgehögen erhalten geblieben sind. Die Baumflora mit diesem Holzartenreichtum wurde im Gegensatz zu heute noch begünstigt durch einen ziemlich hohen Grundwasserstand, der sich erst durch die Entwässerung des Drömlings durch Friedrich II. in den Jahren 1782/86, die in neuerer Zeit durchgeführten Flußregulierungen von Elbe und Ohre und in jüngster Zeit wahrscheinlich infolge des sehr starken Wasserentzuges durch das Wasserwerk der Stadt Magdeburg (gebaut 1934) merklich und immer schneller gesenkt hat. So finden wir z. B. auf einer Forstkarte von 1793 noch das schon damals wasserlose Flußbett der „Alten Ohre“ verzeichnet. Es zog sich in ost-nordöstlicher Richtung durch die heutigen Jagen 51, 52,

53, 70. Die sogenannte Calintränke, auf welche eine Senke und etwas feuchterer Boden mit einer kleinen Eichen- und Erlenpartie in dem sonst mit Kiefern bestockten Jagen 127 noch hin- deutet, ist auf der Revierkarte von 1823 noch als Wasserloch verzeichnet, auf der Karte von 1856 aber schon nicht mehr auf- geführt. Wieder ein anderes Aktenstück aus dem Jahre 1784 befaßt sich mit der Ausschachtung eines Sumpfes auf dem „Schmerfeld“. Heute befinden sich dort noch einige Wasserlöcher, doch nirgends mehr ausgesprochen sumpfige Stellen, die nach einer Herabsetzung des Grundwasserstandes verlangten. Vor unseren Augen sehen wir heute das Neuendorfer Moor und den „Weißen Spring“ in Jagen 509 A langsam austrocknen. Dieser Vorgang hat natürlich zur Folge, daß sich die an dem Feuchtigkeitsgehalt des Bodens anspruchsvolleren Holzarten immer mehr zurückziehen. Weist doch die Karte des Forstamts Jävenitz aus dem Jahre 1838 sowohl im Neuendorfer Moor wie im „Weißen Spring“ überall noch die Signaturen für die Erle nach, einer Holzart, die heute auf örtlich ganz kleine Vor- kommen in den Jagen 533 A, 533 B und 536 beschränkt ist.

Im Mittelalter war die Heide sehr viel stärker besiedelt, als das heute der Fall ist. Wie dicht sie bevölkert war, erhellt aus einer Urkunde aus dem Jahre 1714. Darin heißt es: „Die Gardelegen'sche Heide besteht aus 8 wüsten Dorfstellen: Lott- low, Dahrenstedt, Schönefeldt, Sibow, Salchow, Lienerütz, Mittewende, Mainz, welche zu einer Waldung gebracht sind; und liegen alle diese wüsten Dorfstellen in einem tractu auf zwei Meilen lang so alle dem Vermuthen nach wegen der

darauf befindlichen sehr alten Eichen und alten Gemäuer bey 400 Jahre müßten wüste gelegen haben." Dieses wahrscheinlich im Zuge der großen Volksvermehrung des 12. und 13. Jahrhunderts starke Vordringen der Rodehacke in den Wald hat zeitweise wohl den Charakter der geschlossenen Heide ganz zu verwischen gemocht, bis Pestilenz und fortwährende Kriege diese Stätten menschlicher Kultur veröden ließen und sie dem ursprünglichen Herrn, dem Walde, wieder zurückgaben. Mit dem Dreißigjährigen Kriege erreichte diese rückläufige Entwicklung ihren Höhepunkt. Während das flächenmäßige Vordringen des Waldes über das entvölkerte Land noch andauerte, entstand ihm mit Wiederzunehmen der Menschenzahl ein neuer Feind in den menschlichen Haustieren Rind, Schaf und Ziege. Zwar begnügte sich die so stark dezimierte Bevölkerung mit einer Besiedelung der Randgebiete, vorwiegend der im Süden der Heide angrenzenden Bördeböden; da der Wald aber nach altem deutschen Recht Allgemeingut war, worin erst im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts die Landesherrn allmählich Wandel schufen, konnten die Dorfbewohner ungehindert und regellos ihren Bau- und Brennholzbedarf aus den angrenzenden Waldungen befriedigen und trieben ihr Vieh zur Weide hinein, ohne an eine Nachzucht oder Pflege des Holzvorrats zu denken. In dem riesigen Waldgebiet hat sich die reine Holznutzung wohl kaum als Raubbau ausgewirkt. Erwießenermaßen hat aber die Viehweide besonders durch die Ziege dem Holzbestand und dem Holzartenreichtum starken Abbruch getan. Wir wissen in dieser Beziehung leider wenig aus der Zeit vor dem Dreißigjährigen

Kriege, da die alten Akten darüber bei der Zerstörung Magdeburgs im Jahre 1631 größtenteils vernichtet sind. Wir wissen aber, daß die Erzbischöfe bestimmte Waldgebiete zum Zwecke der Jagd mit Zäunen und auch Erdwällen umgaben, um in diesen sogenannten perpetuellen Gehegen den Vieheintrieb zu verhindern. Nur auf diesen vor den Verwüstungen durch die Waldweide geschützten Flächen im Süden der Heide hat sich die Baum- und Strauchflora in ihrer Ursprünglichkeit und der Boden in einem vorzüglichen Zustand erhalten. Alle anderen Gebiete der Heide gehören mit geringen Ausnahmen im Nordwesten und Nordosten einem raunen, aus Eichen, Birken und Unterholz bestehenden Mittelwald an, wie ihn nicht der Mensch, sondern das Vieh schafft. Dies zeigt deutlich eine alte forstliche Karte der sogenannten Ammensleber Lohden aus dem Jahre 1765 mit ihren eingezeichneten Signaturen, die einen solchen weitständigen Wald darstellen. Man darf auf Grund der Hütberechtigungen annehmen, daß je Morgen (altes Maß) Wald etwa ein Stück Vieh hütungsberechtigt war. Umgerechnet nach der Fläche würden dies für die Heide etwa 100 000 Stück hütungsberechtigtes Vieh bedeuten. Wie würde wohl der Wald aussehen, wenn nicht Jahrhunderte lang dieser verderbliche Weideeintrieb stattgefunden hätte?

Mit Anschluß des Erzbistums Magdeburg an das Kurfürstentum Brandenburg stand das gesamte Gebiet der Leshinger Heide geschlossen unter der Brandenburgischen Oberhoheit. Doch wirkte sich diese zunächst nur im Jagdlichen aus und ließ die einzelnen Weide- und Holzgerechtigkeiten des Adels und der

Gemeinden am Walde bestehen. Diese Berechtigungen wurden durch die kurfürstlichen Domänenämter damals festgelegt und aufgenommen, so u. a. auch für den Südtteil der Heide im Log-(Amts-)Buch des Amtes Wolmirstedt (1692). Danach konnte die Weide überall mit Ausschluß der Schonungen ausgeübt werden. Bei eintretender Mast jedoch war die Weide von St. Bartholomäi (24. August) bis St. Nikolai (6. Dezember) überhaupt verboten. Diese Zeit umfaßt die Jagdzeit auf den Rothirsch und stellt gewissermaßen die erste Regelung einer Jagd- und Schonzeit dar.

Bei zunehmender Wiederbevölkerung der deutschen Lande und lebhafterer Bautätigkeit erscheint nun allmählich das Gespenst der Holzknappheit und von nun an zeigen sich - aus der Not geboren - allenthalben die Anfänge einer geordneten Waldwirtschaft. Die Landesherren erkennen die Notwendigkeit, daß nur eine obrigkeitliche Regelung der Holznutzung und Nachzucht des Jungwuchses das weitere Absinken des Holzvorrates in den Wäldern aufhalten könne. So erschienen die ersten sogenannten Holz-, Mast- und Jagdordnungen. Die erste Ordnung dieser Art für die Magdeburgischen Forsten stammt nachweislich aus dem Jahre 1625, herausgegeben von ihrem Administrator Herzog Christian Wilhelm von Brandenburg, doch ist sie uns nicht erhalten geblieben. Erst die nächste Forstordnung aus dem Jahre 1686 ist uns bekannt. Daraus geht hervor, daß schon damals die Revierjäger auch Forstbeamte waren, denen der Forstschutz und die Holzabgabe übertragen waren. Dieselben werden zur Konservierung und pfleglichen

Behandlung des Holzbestandes sowie zu einer uneigennütigen Handhabung ihrer Forstgeschäfte ermahnt. Diese Ermahnung erwies sich als sehr notwendig, da sie das Holz auf eigene Rechnung verkauften und ihrem Brotherren nur den festgesetzten Taxwert abzuliefern hatten, dabei oft wohl mehr auf ihren Geldbeutel als auf das Gedeihen des Waldes bedacht waren. Mit einer Strafe von 10 Talern wurde derjenige belegt, der einen gesunden Baum beschädigte. Das Abschälen der Rinde wurde streng verboten. Anstatt der gesunden sollten den Holzkäufern nur alte, absterbende Bäume zur Nutzung angewiesen werden. Je Morgen sollten zur Erhaltung der Selbstansamung 30 „Laßreiser“ stehen bleiben. Den Jungwuchs, der besonders dem Weideverbiss ausgesetzt war, will man von nun ab einzäunen, und zwar bei Rinderweide sechs bis acht, bei Schafweide vier bis sechs Jahre. Also schon im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts eine weitgehende Beschränkung der Waldweide wie überhaupt des privaten Nutzungsrechts am Walde durch den Landesherrn. Obwohl der Wald noch nicht Eigentum desselben, erfährt das „Regal“ im Zwange der drohenden Holznot eine bedeutende Erweiterung.

Eine zweite (königliche) Holz-, Mast- und Jagdordnung ist aus dem Jahre 1722 zu erwähnen, aber schon 1743 erscheint die nächste, die scharf durchgreifende Bestimmungen erläßt, den Forstbedienten genaue Anweisung erteilt und die Werttaxe für die im Magdeburgischen üblichen einzelnen Holzsortimente enthält. Auch im Interesse der Jagd sagt diese Ordnung im § 3:

„ . . . Aber die Wildbahnen, auch die der incorporierten Graf- und Herrschaften, worauf Uns die Regalien der Hohen

und Niederjagden, in welchem die Mast zustehen, haben unsere Oberforstmeister pp. Aufsicht zu halten, dasselbige nicht verwüftet und von Holze entblößet werden, inmaßen solchergestalt nicht nur die Wildbahnen ruinieret, sondern auch dem ganzen Lande ein unwiderbringlicher Schaden verursacht würde . . ."

Der § 4 enthält eine scharfe Einschränkung der Rechte des Adels in den ihnen gehörigen Holzungen. Wollen Sie ein größeres Quantum Eichen- und Fichtenholz zum Verkauf bringen, so muß erst der königliche Forstbediente darüber entscheiden, ob das gewünschte Holz „ohne Schaden der Heiden“ gehauen werden darf. Es sollen nur abständige, zopfstrockene Eichen und Buchen, Kiefern und anderes Holz nur nach Bedarf geschlagen werden, und zwar so, daß der junge Ausschlag Lust zum Wachsen bekomme.

„Das Holz auf den nahebey Magdeburg gelegenen Heiden soll soviel möglich konservieret und daraus keine andere als solche Bäume, welche ohne das mit Nutzen nicht länger stehen können, veräußert werden.“

Man dehnte also den Gedanken der Erhaltung des Holzvorrats im Walde auch auf die Privatwaldungen aus. Die Rechte des Adels und der Klöster an der Holznutzung im Gebiete der Lehlinger Heide hat man mit der Zeit immer weiter eingeschränkt. So haben sie 1743 nur noch das Nutzungsrecht am Unterholz, während das „Ober- und Mastholz“ dem König zusteht. In Anlehnung an die Holzordnung von 1686 findet sich hier die Bestimmung, daß die Privaten auf einer rein

niederwaldmäßig bewirtschafteten Fläche je Morgen 24 bis 30 Losreiser von Eichen und anderem Holz aufwachsen lassen müssen, die dann in den Besitz des Königs übergehen. Dem privaten Eigentümer ist es aber gestattet,

„bey Abhauung des Unterholzes auch die Losreiser und Eichen soweit auszuschnödeln, als ein Mann, wenn er auf der Erde stehet, mit einer gewöhnlichen Holzaxt reichen und die Zweige solchergestalt von den Bäumen abhauen kan.“

Diese Vermischung von öffentlichem und privatem Besitz ist charakteristisch für das Forst- und Jagdrecht des 18. Jahrhunderts und bedeutet den Übergang zu der um 1800 abgeschlossenen Verstaatlichung des größten Teiles der Leshlinger Heide. Es bestanden damals sogenannte Halbgerichtsforsten, aus denen die Einkünfte zur Hälfte den königlichen Ämtern, zur anderen Hälfte dem betreffenden adeligen Gericht zufließen. So gehörte z. B. das heutige Forstamt Planken zur Alvenslebenschen Halbgerichtsforst, die alte Oberförsterei Schnöggersburg mit den jetzt zum Forstamt Jävenitz gehörenden Revierförstereien Eisergrund und Hottendorf und der zum Forstamt Burgstall gehörenden ehemaligen Revierförsterei Neuhaus zur Lüderitzschen Halbgerichtsforst.

Von der Alvenslebenschen Halbgerichtsforst besteht eine kartographische Darstellung aus dem Jahre 1760, welche über Waldeinteilung und Holzarten in dem südlichen Teil der Heide einigen Aufschluß bietet im Gegensatz zu der ersten Karte der damaligen Colbitzer Forst von dem Fortifikationsbaumeister Bendix, die im wesentlichen nur Hütungsgrenzen darstellt (1766).

Die Halbgerichtsforst ist in Hütungsflächen und Schonungen aufgeteilt. Den größten Flächenanteil haben die Eichen- und Birkenräumden, 60 %. Reine Eichenbestände sind anteilig mit 15 %, reine Kiefernbestände mit 8 % beteiligt. Den Rest mit 17 % bilden die Schonungen, welche in der Hauptsache der Nachzucht der Kiefer dienen. Während im Laubholz, wie schon oben angeführt ist, immer noch der mittelwaldartige Charakter herrscht, taucht jetzt zum ersten Male auf großen Flächen und im Reinbestande im Süden der Heide die Kiefer auf. Da auf der Karte von 1760 die ältesten „Kiehn“-Bestände als „Hopf- und Bohnenstangen“ angegeben sind, muß man annehmen, daß die Kiefer frühestens um 1730 ihren Einzug in die Halbgerichtsforst gehalten hat. Ihre forstliche Einbürgerung in andere Teile der Heide muß allerdings schon weiter zurückliegen. Von Einbürgerung kann man vor allen Dingen im Norden der Heide kaum sprechen, da diese Holzart ohne Zweifel schon von altersher auf dem ärmeren Sandboden der Nordheide beheimatet war und nördlich der Linie Salchau-Theerhütte als urwüchsig anzusprechen ist. Sie wird allerdings entsprechend dem damaligen Charakter des Waldes nur als Misch-Holzart vorgekommen sein, die wenig Beachtung fand und deren Bedeutung erst mit der zunehmenden Knappheit an Bauholz stieg. Die ersten zuverlässigen Karten aus dem nördlichen Teil der Heide datieren aus den Jahren von 1781 bis 1790. So zeigt eine Karte des Neuendorfer Forstrevieres von 1789 von Steinmann, die das heutige Gebiet des Forstamtes Jävenitz mit Ausnahme der Revierförsterei Eisergrund etwa darstellt, die Fläche des heu-

tigen Neuendorfer Moores mit einem Mischwald aus Kiefer, Erle, Birke und Eiche bestockt. Daneben sind auch hier schon reine Kieienenanlagen zu sehen, die sich besonders in der Gegend des heutigen Immenberges, Starenberges und des Potümelberges erstrecken. Der ganze übrige Teil der Fläche ist mit Eichen und Birken in lichter Verteilung bestockt. Die andere aus dieser Zeit uns erhaltene Karte der Schernebeck'schen Forst stellt auf der Fläche der heutigen Revierförstereien Eisergrund und Schernebeck bereits vorwiegend reine Kiefernbestände dar. Die ersten aktenkundigen Bemerkungen und Erklärungen zu diesen Karten stammen aus dem Jahre 1857. Diese sprechen von 140- bis 160jährigen Kiefernbeständen, nehmen also als Begründungsjahr der Bestände etwa 1700 bis 1720 an. Eine Forstbeschreibung von 1752 spricht davon, daß in der Oberförsterei Lehlingen Kiefernheide in Schonung gelegt sei und sich darunter ein „starker Ausschlag von jungen Kiefern“ zeige. Demnach sind die Anfänge des reinen Kiefern-Anbaues auf großer Fläche spätestens um das Jahr 1690 anzunehmen.

Den Anlaß zur Einführung der Kiefer im Reinbestand bildete das Bestreben der landesherrlichen Forstverwaltung, die unmäßigen Weidgerechtigkeiten auf irgend eine Weise zu beschränken. Man griff deshalb zum Nadelholz, weil es sich im wesentlichen nur künstlich, doch keinesfalls durch Stockauschläge verjüngen läßt und darum die Anlage von Schonungsflächen, auf denen jegliches Hütungsrecht erlosch, erforderlich machte. 1804 erscheint zum ersten Male in den Akten eine in Lehlingen heute noch befindliche (königliche) Samendarre. Von dort be-

zogen die Oberförstereien der Heide ihr Kiefern-Saatgut, soweit diese Holzart nicht vermittlels der damals üblichen Zapfensaat verjüngt wurde.

Ganz einig war man sich damals aber noch nicht über den reinen Kiefernanaubau. So erwähnt ein Bericht des Forstdepartements Magdeburg von 1790/93 Kiefernshonungen in der Alvensleben'schen Forst. Diese seien „gut bestanden und müssen, weil sie einmal existieren, schon geduldet werden, obgleich es kein Fehler wäre, wenn selbige nicht angebaut worden, außer einem Strich an der Braunschweigischen Grenze (bei Planken), welche der Forstbeamte mit Kiehnern in der Absicht angesät, um das Revier für die Abendwinde, welche dem jungen Ausschlag (Laubholz) Schaden können, zu decken". Also Kiefernanaubau als Windschutz der Bestände und - wie oben ausgeführt - zur Beeinträchtigung der Waldweide.

Diesen Umständen verdankt die Kiefer ihr Vordringen in die Heide. Daß mit wachsender Erkenntnis ihrer guten Nutzbarkeit und mit zunehmender Intensivierung des Forstbetriebes im Zeitalter des Rationalismus sich der Kiefernanteil in den Forsten rapide vergrößerte mag folgende Übersicht zeigen. Es betrug der Anteil der Kiefer in Prozenten der Fläche im

Forstamt	1790	1838 bezw. 1845	1856/57	1906
Gesamte Heide	7-25			
Planken		36	52	76
Colbitz		53	72	85
Lehlingen		42	47	72
Burgstall (ohne Weißewarthe)		50	56	57
Jävenitz		90	94	99

Wie hieraus zu ersehen, ist der Siegeszug der Kiefer um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zum großen Teil abgeschlossen. Seitdem hat sich der Kieferteil nur noch im mittleren und südlichen Teil der Heide wesentlich erhöht. Hand in Hand mit der Einführung des Nadelholzes ging in den Jahren von 1820 bis 1857 die Ablösung der Weideberechtigungen, die vor allem in den Jahren 1852 bis 1857 teils mit Land, teils mit Geld, abgelöst sind. Die Forstwirtschaft führte 1829/30 überall in der Heide die Hochwaldwirtschaft ein, die auch wieder dem Nadelholz zugute kam, da man den Laubholzhochwald noch immer nicht kannte, ihn vielmehr in Form des Mittelwaldes mit einem Umlauf von 30 Jahresschlägen bewirtschaftete, dagegen für die Kiefer schon künstliche Nachzucht in 70 Jahresschlägen vorsah.

Daß die Leshinger Heide heute immer noch in ihrem südlichen und mittleren Teil umfangreiche Eichen- und Birkenräumden aufweist, verdankt sie zwei verschiedenen Umständen. Einmal wurden die reinen Kieferteilbestände seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts beginnend und sich gegen die Jahrhundertwende immer schneller aufeinander folgend von Kalamitäten (schädlicher Forstinsekten (vor allem des Kieferspanners, der Nonne und des Maikäfers) heimgesucht. Dann rächte es sich bitter, daß die Kiefer auf riesigen Flächen in gleichalterigen Beständen und ohne eine Mischholzart begründet wurde. Brände von unerhörtem Ausmaß waren die Folge und vernichteten weite Flächen der Heide, so z. B. 1856 ein großer Waldbrand „einige hundert Morgen“ Kulturen und Däckungen (Kiefern) in der

Försterei Kesselsohl der Oberförsterei Colbitz. Noch in vieler Erinnerung ist der große Kiefernspannerfraß in den Jahren von 1900 bis 1902, der auch von einem Nonnenfraß begleitet war. Er hatte in der Heide rund 2000 Hektar Kahlschläge und Verlichtung weiterer Kiefern- und Fichtenbestände auf etwa 1500 Hektar zur Folge. Am 15. Mai 1900 vernichtete ein Waldbrand in den Förstereien Zienau und Theerhütte rund 250 Hektar Kiefernwald. Hierbei kam von den Löschhilfen der Bauernsohn Fritz Pieper aus Jävenitz in den Flammen um. Zu seinem Gedächtnis steht in Jagen 481 A auf dem Mittelgestell ein einfacher Gedenkstein. Und im Jahre 1917 wurden von einem ungeheuren Waldbrand in den Förstereien Golzhausen, Steinberge und Vogelsang allein im Forstamt Colbitz 1234 Hektar Wald vernichtet. In aller Erinnerung ist noch der letzte große Spannerfraß, der 1928-30 über die Heide zog und dem rund 2000 Hektar besten Kiefernbestandes im Forstamt Burgstall zum Opfer fielen. Während einerseits die Forstwirtschaft aus diesen Katastrophen die Lehre zog und zur Begründung von aus Laub- und Nadelholz gemischten Beständen überging, wirkte andererseits für die Erhaltung des seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts sehr verdrängten Laubholzes vor allem der Hoffjagdbetrieb, der seit 1843 in der Lehlinger Heide eingerichtet ist. In der richtigen Erkenntnis, daß der restliche Laubholzwald mit seinem hohen Anteil an alten Eichen die natürlichen Lebensbedingungen zur Erhaltung eines Wildstandes in sich selbst trug, wurde die Erhaltung und Nachzucht von Laubholzbeständen durch ein Ministerialrescript vom 30. 7 1848 der Forstverwaltung besonders empfohlen.

Schon etwa 300 Jahre früher in den Jahren 1560/65 ließ der Kurprinz Johann Georg in Letzlingen anstelle eines dort schon stehenden Alvensleben'schen Jagdhauses, das aus dem Jahre 1528 stammte, das alte Jagdschloß, die Hirschburg, erbauen, das aus einem viereckigen Mittelbau, einem kleinen Schloßhof, einem Tür- sowie einem Küchenhause mit vier Ecktürmen bestand und von einem Graben umflossen war. Die Jagd stand damals in hoher Blüte und wurde mangels geeigneter Büchsen - es gab damals nur Gewehre mit Radschlössern - das meiste Wild par force gejagt oder es durch Netze und Tücher eingestellt und dann durch Saufedern und Jagdspieße abgefangen. Die dazu benötigten Meuten waren teilweise in Letzlingen untergebracht oder wurden zu Jagden besonders herangeschafft. Der Wildstand der Heide muß damals vorzüglich gewesen sein, gingen doch in dem Kältejahre 1579 bei dem hohen andauernden Schneefall fast 3000 Stück Rotwild zugrunde. Trotzdem konnte 1590 der Kurfürst Johann Georg dem Herzoge von Braunschweig zu seiner Hochzeit schon wieder 400 Stück Rotwild zum Geschenk machen, die in den dortigen Forsten ausgesetzt wurden.

Der Dreißigjährige Krieg setzte dem frohen Jagen ein Ende. Die Not wurde immer größer und die Landesherrn hatten Mühe, sich in den dauernden Kriegswirren zwischen den großen Parteien zu halten. Das Raubzeug - vor allem der Wolf - nahm überhand und wird den Wildstand restlos dezimiert haben. Auch Luchse kamen damals noch in der Heide vor. Der letzte Luchs soll 1655 in der Nähe von Gardelegen erlegt sein. Um

der Wolfsplage Herr zu werden, fanden nach Ende des großen Krieges im Winter nach jedem Schneefall große Wolfsjagden statt. So veranstaltete der Große Kurfürst eine solche in der Heide im Jahre 1649. Zu diesen Jagden mußten die umliegenden Städte und Dörfer Treiber stellen, die man „Jagd- oder Wolfsläufer“ nannte. Sie wurden aus der Gemeindefasse bezahlt. Die Jagden zogen sich oft über mehrere Wochen hin. Befreit vom „Wolflaufen“ waren nur die Bürgermeister der Städte, Stadtschreiber, Richter, Geistliche, Schulbediente und Ärzte. Diese Wolfsjagden fanden häufig, oft 5 bis 6mal jährlich, statt; nahm doch, wie berichtet wird, der Schulze von Stegelitz mehr als hundertmal an solchen Jagden auf Wölfe bei Mahlpfuhl und Burgstall teil. Die Wölfe waren naturgemäß in den großen unwegsamen Waldungen sehr schwer auszurotten. Noch der Kurfürst Friedrich III. (1688-1713) hielt bei Zehlingen größere Wolfsjagden ab. Zu dieser Zeit wurden bei Burgstall und Mahlpfuhl „Wolfsgruben“ angelegt. Diese mit Astwerk verblendeten Gruben waren oben schmal und eng und erweiterten sich nach unten. Die Seitenwände waren mit glatten Brettern versehen, damit die gefangenen Tiere sich nicht befreien konnten. Auf die Grubenabdeckung legte man Fleischstücke und Has als Köder, das der Scharfrichter zu liefern hatte. Zum Schutze der Bewohner wurden an den Gruben Warnungstafeln aufgestellt. Mit der Kultivierung der vom Kriege verbliebenen Ödländereien und dem Beginn einer geregelten Forstwirtschaft verschwanden die Wölfe allmählich. Der letzte Wolf wurde aber erst 1850 im Kreise Salzwedel erlegt.

1720 wurde das Leshlinger Schloß dem jeweiligen Oberforstmeister der Altmark als Wohnung zugewiesen, ein Zustand, der bis 1808 dauerte und der Heide und ihrem Wildstand durch fachmännische Bewirtschaftung so gewaltig aufhalf, daß 1713 der König dem Alten Dessauer 300 Stück Rotwild aus der Heide schenken konnte. Diese mußte die Dessauer Jägerei selbst einfangen und in Wildkästen nach Dessau bringen. Dafür wurden in demselben Jahre 200, nach anderen Lesarten 300 Stück Damwild aus dem Wildpark bei Potsdam durch Bauern, die solche Jagddienste zu leisten hatten, teils zu Schiffe, teils zu Lande, in die Leshlinger Heide befördert und hier ausgesetzt. Der Wildstand wies nach den Brunstregistern folgende Zahlen auf, für 1727: 360 Rothirsche, darunter 2 Zweiundzwanzigender, 153 geringe Hirsche, 1900 Stück Mutterwild nebst Kälbern; für 1728: 409 Hirsche, darunter 3 Zweiundzwanzigender, und sonst noch 2152 Hirsche, Spießher und Mutterwild. Im Jahre 1726 gab der König dem Prinzen Leopold von Anhalt-Dessau, dem zweiten Sohn des Alten Dessauers, die Erlaubnis, die Hohe Jagd in der Heide gegen ein „Conzeßionsgeld“ von 116 Tln. 44 Gr. auszuüben. Dieser lag seit 1715 in Gardelegen in Garnison, wo er das aus schwedischen Gefangenen errichtete neue Infanterie-Regiment Nr. 27 führte. Der junge Fürst erbaute, um dem Jagdgebiet recht nahe zu sein, 1727 im Dorfe Salchau ein Jagdhaus mit Erlaubnis des Königs, der ihm auf sein diesbezügliches Gesuch am 12. Juni antwortete: „Ich habe wegen des Holkes Meinem Generaldirectorio die ordre gegeben, Ihnen solches anweisen und verabsolgen zu lassen, den dazu

bequämen Platz können Ew. Liebden selbst choiffren, und zum Ausbau desselben die dortigen warthtürme und Maßuren nehmen." Zwei Tage später weist er den Oberforstmeister v. Bornstedt an, er solle „dem Prinz Leopold einen Platz zum hause in der Garlebenscheyde anweisen". 1732 wird diesem hause, das noch heute im alten Dorsteil Salchhaus zu sehen ist, „ohnentgeltlich Lager und Leseholz" zugewiesen. Der sonst so sparsame König zeigt sich dem Sohn seines Feldmarschalls gegenüber sehr großzügig. Der Prinz, der mit leidenschaftlicher Lust jagte, war als wilder Jäger bekannt und gefürchtet. Er beachtete nicht die Grenzen des Jagdgebietes, verfolgte das Wild oft bis in die Stadt Gardelegen und die umliegenden Dörfer hinein und schonte weder Gatter noch Gehege. Seine Gemahlin Sissela Agnes tat es ihm gleich. Soll sie doch einst einen Hirsch bis in den (heute nicht mehr vorhandenen) Köppenteich in Kloster-Neuendorf gejagt und dort auf weidgerechte Art erlegt haben.

Nach dem Ableben dieses großen Jägers verstummte für längere Zeit das Horrido in den Heidewäldern, bis wieder ein jagdfroher Prinz die Jagd übernahm: Prinz Louis Ferdinand von Preußen, der in Magdeburg in Garnison lag und von seinem Gute Schrickte aus die Heide bejagte. Ihm wurde 1802 die Jagd in den Oberförstereien Planken und Colbitz gegen eine Pacht von 365 Tln. überlassen. Der Prinz fiel bei Saalfeld, das Gut Schrickte wurde 1808 verkauft und in den Jahren der Fremdherrschaft mußten die Oberforstmeister die Wohnung im Schlosse räumen und nach Colbitz ziehen, um Platz zu machen für den von der westfälischen Regierung ernannten

inspecteur des eaux et des forêts, einen Herrn von Schimmelmann. Dieser wurde bis 1850 königlich Preussischer Forstmeister und verbrachte dann bis 1868 seinen Lebensabend im Schlosse, nachdem er 60 Jahre mit seiner Heide verbunden war.

Infolge der Trockenlegung der großen Brüche, die sich vor der Heide am Drömling und bei Calbe hinzogen und dem Wilde früher reiche Nahrung zur Sommerszeit geboten hatten, sowie durch Einengung der Nahrung in der Heide selbst durch den reinen Nadelholzanbau ging in den Jahren nach den Freiheitskriegen der Rotwildstand in der Heide sehr zurück. Der Damwildstand wurde in den Jahren 1826/27 durch Abschluß stark vermindert, so daß im ganzen in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts nur ein mäßiger Wildstand in der Heide vorhanden war, obgleich das königliche Jagdgebiet als Folge des alten Regales über den Umfang der heutigen fiskalischen Heide beträchtlich hinausging und die Feldmarken im weiten Umkreise mit umfaßte. Die Jagd auf ihnen ging erst 1850 auf Grund der durch die Revolution von 1848 völlig veränderten Jagdgesetzgebung an die Gemeinden über. Der Wildstand nahm erst wieder zu, als 1843 das alte Letzlinger Schloß von Friedrich Wilhelm IV. umgebaut, um den größeren Teil der Heide ein 2,30 Meter hohes Wildgatter gezogen und das Jagdgebiet für ständige Hoffjagden eingerichtet wurde. Als Leiter des Hoffjagdbetriebes an Ort und Stelle wurde der Oberförster von Meyerlingt ausersehen, dem wir wertvolle Nachrichten über die Heide als Jagdgebiet verdanken. Man schuf Beackerungsflächen auf den Blößen zur besseren Nahrung für das Wild, richtete in Wild-

schuppen ständige Fütterungen ein und tat alles, um den Wildstand wieder hochzubringen. Besonders versuchte man, die Wasserverhältnisse zu bessern, indem man die verschlammten Wasserstellen aufräumte und säuberte. Das Bohren artesischer Brunnen fand keine günstigen Bodenverhältnisse vor und wurde wieder eingestellt. Es gab damals zwei Hauptbrunstplätze in der Heide: In der Oberförsterei Lethlingen, im Forstort Sieben Hügel und in Colbitz auf den Kröcherschen Wiesen. Hier waren öfters bei Tagesanbruch auf einem Gebiet von acht bis zehn Hektar 2000 Stück Damwild zu zählen, unter ihnen mindestens 400 Schaufler, an die man nahe herankam, da das Wild damals geschont wurde und sehr vertraut war. Die mit der Vermehrung des Wildstandes einsetzenden Wildddiebereien, die vor allem zur Revolution 1848/49 stark überhand nahmen, wurden verhältnismäßig schnell eingedämmt. Die Hofjagdverwaltung wandte ihr besonderes Augenmerk der Hege des Schwarzwild- und Damwildbestandes zu. Sie erlitt allerdings mehrfach Rückschläge, da das Damwild in trockenen Jahren stark durch Milzbrand dezimiert wurde. So gingen allein im Jahre 1857 binnen weniger Wochen nicht weniger als zweitausend Stück Damwild ein. Im Frühjahr 1850 trat ein ungewöhnlich starker Schneefall ein, verbunden mit einer strengen Kälte, die am 20. März noch 14 Grad betrug. Die Schneewehen deckten 8-10jährige Kiefern Schonungen fast gänzlich zu. Das Wild konnte nicht rechtzeitig und überall gefüttert werden und kam bei dem scharfen Ostwinde zu Tausenden um. Nach der Schneeschmelze fand man in den Schonungen Herde von

ganzen Rudeln, die dicht aneinander gekauert erfroren und verlutert waren.

Nach der Erwerbung von Hannover 1866 wurden die im Saupark Springe und in der Böhre gehaltenen Saurüden zu den Jagden nach Lehlingen gebracht und durch Rüdemeister auf den Saujagden geführt. Nach dem sich der Wildstand gehoben hatte, fanden dann in fast ununterbrochener Reihenfolge bis 1913 Hossjagden statt, zumal als die 1870 geschaffene Bahnverbindung Berlin-Lehrte das Heranschaffen von Jägern und Jagdzeug über Gardelegen oder Jävenitz vereinfachte. Der Wildstand erhielt sich auf beachtlicher Höhe. Oberförster, späterer Vice-Oberjägermeister, Meyeringk, der nicht weniger als 35 Hossjagden von 1847 bis 1882 miterlebt hat, gibt die Gesamtstrecke dieser Jagden mit 336 Stück Rotwild, 7652 Stück Damwild, 3806 Sauen, 4 Rehböcken, 12 Füchsen, 10 Hasen, 3 Dächsen, zusammen 11 813 Stück Wild, an. Der Wildstand erhöhte sich mit Beginn dieses Jahrhunderts weiter und erreichte in den Jahren von 1900 bis 1913 seinen höchsten Stand. Der damalige Wildstand in der gesamten Heide ist mit 600 Stück Rotwild, 4700 Stück Damwild, 1200 Stück Schwarzwild und 500 Stück Rehwild sicher nicht zu gering angegeben, wobei allerdings der überwiegende Teil des Rot- und Rehwildes außerhalb des Gatters, umgekehrt das Dam- und Schwarzwild fast restlos im Gatter stand. Eine besondere Sorge für die Jagdverwaltung bildeten die groben Keiler, die sich ähnlich wie die starken Hirsche nicht an das Gatter hielten und gar zu gerne die anliegenden Feldmarken aussuchten. Für die Erhaltung des

Wildes im Gatter waren erhebliche Futterkosten nötig, die, ebenso wie der Bau und die Erhaltung des Wildgatters, die Haltung von Wildhütern und die Vorbereitungen zu den Hofjagden, von der Kaiserlichen Schatzkammer getragen wurden. Wurde die Hofjagd für ein Jahr angesetzt, so begannen monatelang vorher die Vorbereitungen. In den in der ganzen Heide verteilten Saufängen, in denen das Schwarzwild angekirtet war, wurden die Keiler herausgefangen und auf Wagen zu dem Sammelfang gebracht, der in dem vorgesehenen Treiben lag. In den Fängen wurden sie wochenlang vorher bis zur Jagd gehalten. Das Schwarzwildtreiben befand sich damals im Stemmhol in der Oberförsterei Lehlingen. Es war mit Horden fest eingegattert. Vor den Sammelfängen befanden sich Schleusen, in die das Wild hineingedrückt wurde und dann zunächst den „Allerhöchsten“ und dann den „Höchsten“ Gästen kam. Meist wurden auch Damschaufler mit in das Treiben gesetzt. Neben diesem Treiben im Stemmhol wurden reine Damwidltreiben abgehalten, die meist in einer der großen Räumden eingerichtet waren. Das Wild wurde hier rechtzeitig zusammengefutert, bis es in dem Treiben seinen festen Stand nahm, und dann kurz vor der Jagd eingelappt. Die Haltung des Wildes in den Saufängen, Sammelfängen und eingelappten Treiben war natürlich sehr kostspielig, da neben dem Futter auch für Stroh zum Lagern, für Wasser und für Suhlen gesorgt werden mußte. Doch hatte das Herausfangen der Keiler in den Saufängen und das damit verbundene Schonem der Bachen den Vorteil, daß sich trotz des sehr starken Wildentzuges

durch den Massenabschuß der Wildstand erhielt und mit kurzen Pausen die Abhaltung weiterer Jagden ermöglichte. Unten folgende Zahlen aus den Jahren von 1908 bis 1912 mögen dieses zeigen. Diese Jahre waren gewissermaßen die Höhepunkte der Hossjagden. So hatte die Hossjagd vom 16. November 1908 folgende Strecke:

Sautreiben im Stemmsol: 145 Stück, Damwildtreiben (im Forstamt Lehlingen): 294 Stück. Unter den Gästen findet sich auch der Name des damaligen Generals der Infanterie in Magdeburg, von Hindenburg, des späteren Generalfeldmarschalls und Reichspräsidenten.

Im Jahre 1909 wohnte nach 8jähriger Unterbrechung wieder der Kaiser der Hossjagd bei. Sie fand am 13. November zu Ehren des später ermordeten Erzherzogs Franz Ferdinand von Österreich statt.

Dabei kamen im Schwarzwildtreiben im Stemmsol 73 Dam- schaufler und 140 Sauen, in einem zweiten Damwildtreiben 1 Stück Rotwild und 314 Stück Damwild zur Strecke. Hiervon erlegte allein der Erzherzog Franz Ferdinand 265 Stück, der Kaiser 102 Stück.

Die Hossjagd im Jahre 1911, an der der Prinz Eitel Friedrich teilnahm, hatte eine Strecke von 188 Stück Damwild und 163 Sauen zu verzeichnen und die Hossjagd vom Jahre 1912, an der wieder der Kaiser teilnahm, eine Strecke von 312 Sauen und 387 Stück Damwild.

Die Ergebnisse der Jagden können als Glanzleistung der sorgsam geschulten und erfahrenen Jägerei der kaiserlichen Zeit

bezeichnet werden, die ebenso wie diese Art Jagden in der Vollkommenheit wohl kaum jemals wiederkehren werden.

Von dem Wildüberfluß wurden in diesen Jahren jährlich Sauen zu Parforcejagden im Wildpark bei Potsdam und Damhirsche zur Blutauffrischung in die Hofsagdreviere der Gohrde und im Saupark Springe bei Hannover abgegeben. Das Rehwild wie überhaupt die Niederjagd spielte selbstverständlich in der ganzen Hofsagdzeit der Heide keine Rolle. Auch das Birkwild, das seit Urzeiten in der Heide heimisch war, schwand mit der Umwandlung der Eichen- und Birkenräumden in Nadelholzbestände einerseits und dem Anwachsen des Schwarzwildbestandes andererseits immer mehr. Der letzte Birkhahn ist vor dem Kriege 1908/09 in der Försterei Salchau geschossen. Nach dem Kriege wurde das letzte Stück Birkwild im Forstwald Colbitz beobachtet. Seitdem ist diese Wildart verschwunden wie schon 150 Jahre vor ihr das Auerwild und der Kolkrabe, die nach alten Berichten in der Leshlinger Heide heimisch gewesen sind. Aber ein stolzer Vogel hat die Stürme der Jahrhunderte hindurch sich in der Heide gehalten, der Fischreiher. Die letzte Reiherkolonie von etwa 100 Horsten stand bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in Jagen 223 südlich der „Sieben Hügel“. Mit der Rationalisierung der Fischerei wurden natürlich die Klagen der Fischereiberechtigten immer lauter, so daß sich 1880 die Regierung Magdeburg veranlaßt sah, den Abschluß der Reiher und die Zerstörung ihrer Horste anzuordnen. Gegen diese Anordnung wandten sich geschlossen in einer Eingabe die fünf Oberförster der Heide und beriefen sich darauf,

daß der Abschluß eine große Störung der Jagd im Gatter (Störung des Wildes während der Setzzeit) bedeuten würde und durch Mangel an Kontrolle der Schüsse der Wilddieberei im Jagdgehöge Vorschub geleistet würde. Aber es half nichts, die Fischereivereine und die öffentliche Meinung waren stärker. Die Regierung hielt ihre Anordnung aufrecht und setzte sogar Schußgelder für den Abschluß jedes Reiher aus. Die Folgen waren vom Standpunkt des Jägers und Naturfreundes aus erschreckend. Es wurden zerstört bzw. abgeschossen: 1882 zwei Horste, 196 Reiher, 1883 19 Horste, 162 Reiher usw. 1891 sind nur noch 35 Horste übriggeblieben - etwa die heutige Zahl. Allmählich merkte man jedoch, daß die Zerstörung der Horste ziemlich sinnlos ist, da sich die vertriebenen Reiher sofort in der Nähe neu ansiedeln. Man verlegte daher das Hauptgewicht auf den Reiherabschluß am Horst. Aber auch dieser geht langsam zurück, wenn auch immer noch 1902 43 Reiher, 1903 21 Reiher, 1905 17 Reiher abgeschossen werden. Um der bevorstehenden völligen Vernichtung der Reiher vorzubeugen, wurden ab 1905 keine Schußgelder mehr für den Reiherabschluß gezahlt. Damit hört der Vernichtungskrieg auf. Aber noch einmal droht der Reiherkolonie Verderben, als 1935 die Schießbahn Hillersleben angelegt wird und ein großer Teil der Reiherhorstbäume geschlagen werden muß. Doch auch in diesem Falle siedeln die Reiher sich ganz in der Nähe neu an und es ist zu hoffen, daß sie sich trotz der erheblichen Störungen, die der Schießplatz mit sich bringt, dort erhalten werden.

Das Jahr 1918 brachte mit der November-Revolution die Auflösung des Hofjagdbetriebes und den Abbruch des Wildgatters. Die Folgen waren für den Wildstand, der aus Mangel an der gewohnten Fütterung auf die Feldmarken drängte, katastrophal. Innerhalb von drei Jahren war der reiche Wildstand durch Abschluß auf den Feldern und durch Wilddiebsbanden in der Forst auf kümmerliche Reste zusammengeschnitten. 1924 lebte nicht mehr ein Zehntel des Wildes, das früher im Gatter gestanden hatte. Mit der Rückkehr geordneter Verhältnisse wird der Tiefstand langsam überwunden. Während aber die Kienheide im Norden aus Mangel an Nahrung weiterhin ziemlich wildleer bleibt, erholt sich unter den natürlichen Lebensbedingungen, die die großen Eichenräumen im mittleren und südlichen Teil der Heide bieten, hier der Wildstand allmählich. Die Forstverwaltung, die das Erbe der Hofjagdverwaltung angetreten hatte, sah sich nach dem Kriege vor die Aufgabe gestellt, große Kahlfelder im mittleren und südlichen Teil der Heide, die den Krieg über liegengelassen waren, aufzuforsten. Dabei vereinigte sie vorausschauend die Kultur der Forstflächen mit der Schaffung neuen Lebensraumes für das Wild und legte durch die riesigen gleichaltrigen Nadelholzkulturen, die zwangsläufig wieder entstanden, ein Netz von 100 Meter breiten, landwirtschaftlich genutzten Flächen. In erster Linie wurden sie im Forstamt Colbitz (Forstmeister Kamelow) angelegt. Sie wurden mit Roggen und Lupine bestellt und wirkten einerseits als Feuerschutz, wie sie auch dazu beitrugen, den Wildstand im Walde zu halten und von der landwirtschaftlichen

Kultur auf dem Felde abzuführen. Der Erfolg dieser Maßnahmen trat dann auch sehr bald ein. Ab 1928 stieg der Wildstand in diesen Teilen der Leshlinger Heide vor allem an Dam- und Schwarzwild in sichtbarer Weise. Der Abschluß an Schwarzwild erreichte in den Jahren 1928-34 sogar mit durchschnittlich 250 Sauen in den Oberförstereien Colbitz und Planken fast die Zahlen der Vorkriegszeiten, während die Oberförstereien Leshlingen, Burgstall und vor allem Jävenitz doch im Abschluß erheblich hinter den Zahlen der kaiserlichen Zeit zurückblieben. Wenn z. B. in der Hoffjagdzeit in der Oberförsterei Leshlingen außerhalb des Hoffjagdtreibens im Jahre etwa 140 Sauen, in Jävenitz 75 bis 100 Sauen geschossen wurden, lagen in den Jahren von 1920 bis 1928 nur 5 bis 18, in Jävenitz sogar nur 1 bis 6 Schwarzkittel im Jahre auf der Strecke. Diese Zahlen erhöhten sich in den Jahren von 1928 bis 1934 allerdings auf 45 bis 50 bzw. 15 bis 20 Stück im Jahre. Die Damwildstrecken dieser Jahre betragen gegen die Zahlen der Hoffjagdzeit etwa 20 %, in den Jahren von 1919 bis 1927 aber nur 3 bis 5 %. Das Rotwild ist von 1919 bis 1924 in den Forstämtern Colbitz und Planken so gut wie verschwunden, in den anderen Teilen der Heide hat sich nur ein geringer Stand erhalten. Diese Wildart erholt sich zwar langsamer, dafür aber um so gleichmäßiger von den Folgen der Revolutionsjahre als die anderen Wildarten und ist heute bereits wesentlich stärker als in den Jahren vor dem Kriege in der Heide vertreten. Auch der Rehwildstand, dem das Gatter ebenfalls nicht zuträglich war, hat erheblich in den letzten Jahren zugenommen. Das

Reh ist in weite Teile der Heide eingewandert, in denen es früher infolge des starken Schwarzwildbestandes keinen Fuß fassen konnte, wenn auch vorübergehend seit zwei Jahren der Rehwildbestand der Heide vor allem im Süden und Westen durch die Lungen- und Magenwurmsseuche stark dezimiert wird.

Bis 1934 war es im wesentlichen nur möglich gewesen, den Wildstand mengenmäßig wieder heranzuhegen, da der von der Forstverwaltung betriebene Hegeabschuß an den oft wahllosen Methoden der Jagdausübung auf den angrenzenden Privat- und Gemeindejagden um die Früchte einer gutemäßigen Hebung des Wildstandes gebracht wurde. Mit der Verlagerung des Abschusses auf den angrenzenden Jagden vom wahllosen Abschluß zum Wahlabschuß nach Anlage und Alter entsprechend der einzigartigen Jagdgesetzgebung des Dritten Reiches brach auch für die Jagd in der Leshinger Heide ein Entwicklungsabschnitt an, der sich noch gar nicht übersehen läßt. Die Aufwärtsentwicklung des Wildstandes in dieser Richtung zeigt sich am besten auf den Trophäenschauen der Landkreise Gardelegen, Neuhaldensleben und Wolmirstedt, auf denen von Jahr zu Jahr stärkere Dam- und Rotwildgeweihe erscheinen.

Das Frühjahr 1935 brachte dann die vom jagdlichen Standpunkt aus bedauerliche Einrichtung des Schießplatzes Hillersleben, die zur Zeit noch nicht abgeschlossen ist. Sie hat eine außerordentliche Unruhe und Störung und infolgedessen Abwanderung großer Wildmengen aus den bisher unberührten Teilen der inneren Heide in die Randgebiete zur Folge gehabt. Vorwiegend das Dam- und Rotwild nahm seinen Einstand

vielfach in den westlich der Heide bis zum Drömling und östlich bis zur Elbe vorgelagerten Forsten und Feldgehölzen. Da die Landwirtschaft aber durch die Forderung des Vierjahresplanes auf erhöhte Erzeugung bedacht war, war die Empfindlichkeit gegen den nunmehr zunehmenden Wildschaden auf den Feldmarken sehr gesteigert. Dies führte schließlich dazu, daß 1937 die Landesbauernschaft Sachsen-Anhalt für die Letzlinger Heide zum Schutze der Felder ein Wildgatter forderte. Dieses Wildgatter wird jetzt gebaut, nachdem gleichzeitig die Letzlinger Heide zum Staatsjagdrevier erklärt ist. Damit kommen aber auch die Repräsentationsjagden wieder. Bereits 1935 weilten in der Heide gelegentlich einer Hochwildjagd in der noch freien Wildbahn Gäste des Reichsforstmeisters Hermann Göring. Da das Ergebnis aber wenig befriedigte, ging man in demselben Jahre dazu über, einige Standtreiben, die mit beweglichen Hordengattern abgestellt waren, für die besonderen Zwecke der Repräsentationsjagden einzurichten. Das Wild wurde in diese Jagden rechtzeitig vorher angefuttert und dann ohne jede Auswahl in der der Jagd vorangehenden Nacht eingestellt. An der großen Staatsjagd im Jahre 1937 nahm der Reichsforstmeister Hermann Göring persönlich teil, an der Staatsjagd dieses Jahres, die am 19. Januar 1938 stattfand, als Gast des Reiches der jugoslawische Ministerpräsident Stojadinowitsch.

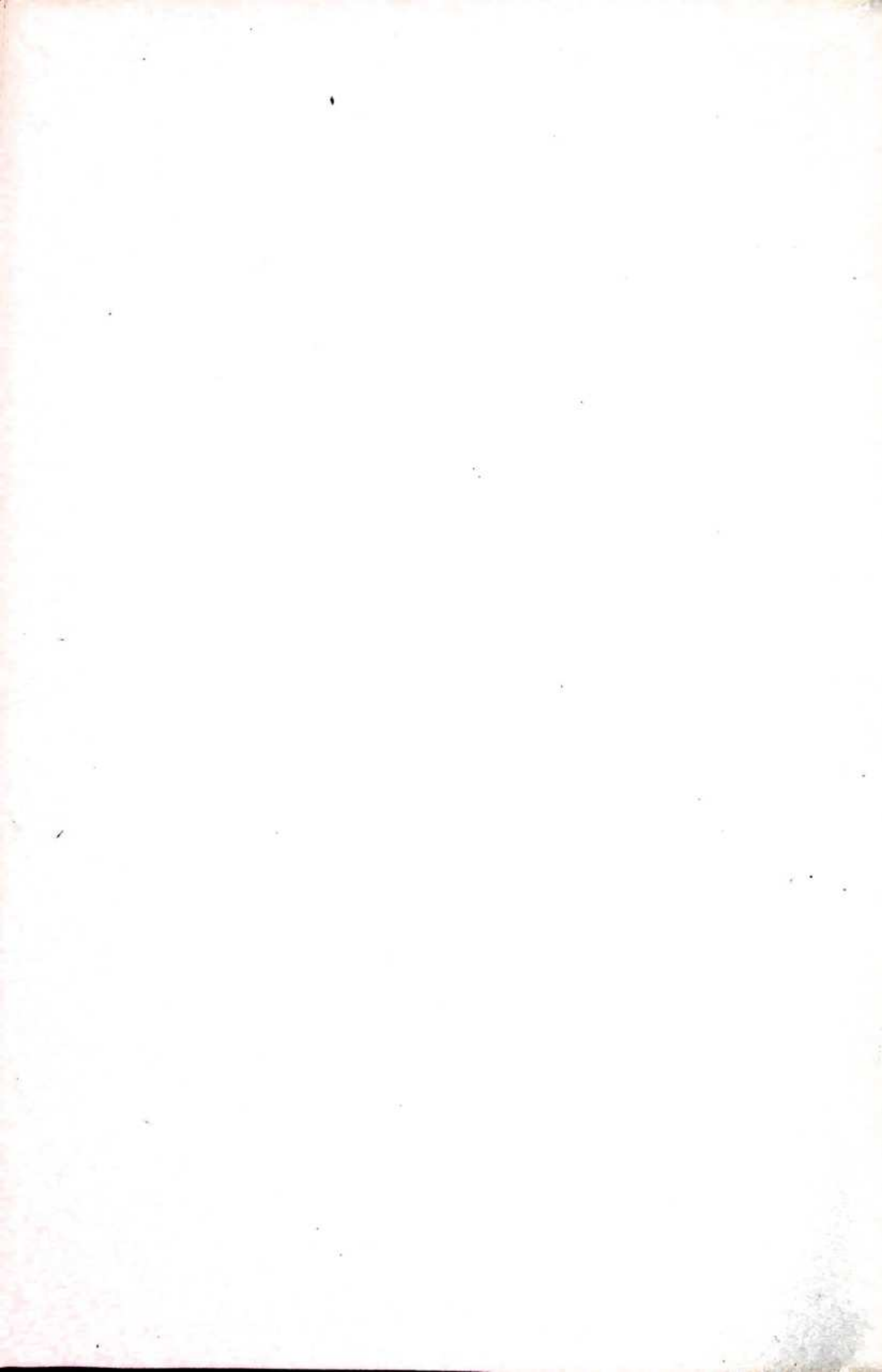
Wenn auch das Ergebnis der Jagden infolge der sehr viel geringeren Mittel, die für sie aufgewandt waren, erheblich hinter dem Ergebnis aus der Glanzzeit der Hoffjagd zurückblieb, so spielt heute gerade in den Staatsjagdrevieren neben der

Menge des Wildes, das geschossen wird, auch wieder das Drum und Dran, das „Wie“ geschossen wird, eine gebührende Rolle. Was gibt es wohl Erhebenderes und Schöneres als eine wohlgeordnet gelegte Strecke, die vor versammelter Jägerschaft und Treiberwehre im Dämmern uralter Eichen feierlich nach altem Brauchtum im Scheine von Fackeln verblasen wird? Möge auch der neuen Gatterzeit der Letzlinger Heide beschieden sein, daß sie eine Stätte alter Weidgerechtigkeit und jagdlichen Brauchtums werde, der am besten durch den alten Jägerspruch Ausdruck verliehen wird:

„Das ist des Jägers Ehrenschild,
daß er beschützt und hegt sein Wild,
weidmännisch jagt, wie sich's gehört,
den Schöpfer im Geschöpfe ehrt.“

Quellenverzeichnis:

- 1) Akten des Generaldirektoriums, Forstdepartement Magdeburg.
- 2) Akten der Kriegs- und Domänenkammer, Magdeburg.
- 3) Akten der Alvensleben'schen Halbgerichts- und Roxförder Forst.
- 4) Forstgeschichtliche Aufzeichnungen des Forstmeisters Rame-
low, früher Colbitz.
- 5) „Einige Beiträge zur Bestandsgeschichte der Letzlinger Heide
mit besonderer Berücksichtigung ihres zum heutigen Forstamt
Planken gehörigen Teilgebietes“ von Forstreferendar von Jagow.
- 6) Akten und Karten der Forstämter Planken, Colbitz, Letz-
lingen, Burgstall und Jävenitz.
- 7) W. Dietlein „Von Jagd und Jägern auf Letzlingens Heide“.



Das Notfeuer

Paul Schumacher.

Volksmedizinische Bräuche sind durchaus nicht immer mit „Hokusfokus“ oder „Aberglaube“ abzutun. In vielen Fällen gründen sie sich auf genaue, beobachtende Erfahrung, zu der, wenn es sich um allgemein-germanische Bräuche handelt, kultisches Beiwerk hinzutreten kann. Das Notfeuer ist letzterem Brauchtum zuzustellen. Heute ist es fast in Vergessenheit geraten, doch war es noch vor einem Jahrhundert auch in unserm Kreise bekannt und wurde, wenn „Not am Mann“ war, auch angewendet, allerdings wohl meistens „unter Ausschluß der Öffentlichkeit“. Doch ist es möglich, daß dieser Ausschluß aus kultischen Gründen von vornherein Bedingung war. In der Beschreibung des Notfeuer-Brauchtums folge ich der Erzählung eines über 80 Jahre alten Bauern im Dorfe *Wenze* bei Klöße, der sich der Anwendung noch aus seiner Jugend zu erinnern weiß.

War Seuche im Viehstall, vielmals wird es sich um Maul- und Klauenseuche gehandelt haben, so konnte nur das Notfeuer Hilfe bringen. Es wurde auf besondere Weise entzündet. Um diese Weise zu verstehen, sei daran erinnert, daß sich früher in dem Türpfosten, der nicht die Türangeln trug, ein Loch befand, etwa in ein Meter Höhe vom Boden, durch das hindurch man

den Rundstab steckte, mit dessen Hilfe der innen die Tür verschließende Riegel zurückgeschoben wurde. Sollte nun ein Notfeuer entzündet werden, dann wurde durch dieses Loch im Pfosten ein Seil hindurchgezogen, das die Öffnung möglichst ganz ausfüllte. Sodann begannen auf der Außen- und Innenseite je vier Mann stumm das Seil hin und her zu ziehen, forsich und schnell, bis es zu „glösen“ (glühen) begann. Das war durchaus keine leichte Arbeit und kostete viele Schweißtropfen.

Glühte das Seil, so hielt man eine Pfanne mit Spänen aus sieben verschiedenen Holzarten darunter, und durch scharfes Pusten wurde die Glut zur Flamme entfacht. Doch war ein Verbrennen der Späne durchaus nicht der zu erreichende Zweck. Sowie die Späne brannten, wurden sie mit einer gehörigen Lage trockener Heilkräuter überschüttet. Auch ihrer waren es sieben. Es schwelte dann aus den Kräutern ein dicker Rauch empor. Nun war es Zeit mit dem Notfeuer in den Stall zu gehen.

Dort wurde der kranken Kuh ein Sack oder ein Laken über den Kopf gezogen, und unter die nach unten hängende Öffnung dieser Umhüllung hielt man dann das Notfeuer. Das kranke Tier war gezwungen, den emporquellenden Rauch einzuatmen. Mit dieser „Behandlung“ ging man von Tier zu Tier durch den ganzen Stall, immer darauf bedacht, durch erneutes Zuschütten der siebenlei Kräuter ständig eine kräftige Rauchsäule zu erhalten.

Soweit die Auskunft meines Augenzeugen. Leider sind ihm die Namen sowohl der Holzarten als auch der Heilkräuter entfallen. Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß das Begehen der Ställe mit dem Notfeuer Heilerfolge gehabt haben kann; denn das Einatmen des Rauches durch ein erkranktes Tier brachte die entzündeten Schleimhäute mit den aus den Kräutern aufsteigenden heilkräftigen ätherischen Ölen in Berührung. Es war demnach das Notfeuer kein sinnloser Brauch. Lange Erfahrung mit Heilkräutern steckte dahinter. Da der Höchste zu allem Tun seinen Segen geben muß, wenn es gelingen soll, so hüllte man das Brauchtum in einen kultischen Mantel. Vielleicht gehörte zu dem „Stummsein“ auch noch eine bestimmte Zeit, in der einzig der Brauch geübt werden durfte, sollte er nicht mißlingen, etwa die Zeit des abnehmenden Mondes, die bei vielen Heilbräuchen eine Rolle spielt.

Hätte man bei der Anwendung des Notfeuers keine Erfolge gesehen, so wäre es sicher nicht noch bis in die Gegenwart hinein immer wieder entzündet worden. Wir haben es aber in ihm mit einem uralten Brauche zu tun. Prof. Dr. Lutz Mackensen-Riga schreibt in Spamer: Die deutsche Volkskunde, Band I, S. 154, daß das Notfeuer „schon 742 als heidnische Sitte erwähnt“ wird. Da es mir aus Schleswig-Holstein, spez. von meiner engeren Heimat, der Insel Fehmarn, in derselben Ausführung bekannt ist, durch den Heimatforscher Bauer Peter Wiepert-Bisdorf, wie es hier in der Altmark ausgeübt wurde, so ist daraus zu entnehmen, daß wir es mit einem allgemein-germanischen Brauche zu tun haben,

der sicherlich auf die Anfänge der Viehzucht überhaupt, also auf die ausgehende jüngere Steinzeit zurückgeht. Dieser Schluß auf das Allgemein-Germanische ist wohlberechtigt; denn auch einige Lauf- und Marmel- oder Kugelspiele sind dort (Fehmarn) und hier (Altmark) in denselben Reimen resp. Spielfolgen heute noch lebendig. Auch ihre gemeinsame Wurzel ist in der Urgermanenzeit zu suchen.



Das älteste altmärkische Kirchenbuch

Von Pfarrer Reichmann, Winterfeld.

„BEIDER GISKOW BUCH ANNO 1602“, so steht es mit verwischten, kleinen Buchstaben auf dem Außendeckel eines alten, handgeschriebenen Büchleins eingestanzt, das seit einigen Monaten als Leihgabe des Pfarramts Beetzendorf auf meinem Schreibtisch liegt und mich immer von neuem zur Lektüre reizt. Es ist nicht viel größer als ein gewöhnliches Schuldiarium. Beide Deckel sind sorgfältig wattiert und in Pergament eingebunden, das vor Alter schon ganz braun und rissig geworden ist und allerlei dunkle Täler und hellere Hügel aufweist, so daß der Band von außen fast einem Stück Butterkuchen, der etwas zu lange im Backofen geblieben ist, ähnlicher sieht, als einem Kirchenbuch.

Die Jahreszahl 1602 ist irreführend. Offenbar stammt der Einband aus diesem Jahre. Das Manuskript selbst ist z. T. jedoch bedeutend älter. Man muß viel Geduld haben, wenn man sich daran macht, es zu studieren. Nur ganz langsam kann man Seite für Seite herumbliättern. An vielen Stellen wird die Lektüre zu einem mühsamen Buchstabieren, bei dem man oft die Lupe zu Hilfe nehmen muß. Aber auch dann noch

geschlecht es oft genug, daß man mitten im Satze stecken bleibt, wenn die Buchstaben allzu verschörkelt sind und gar keinen Sinn ergeben wollen.

Mit diesem Büchlein hat es nun eine besondere Bewandtnis!

Vor einiger Zeit ging durch unsere Heimatpresse die Notiz, daß als ältestes Kirchenbuch der Altmark das von St. Catharinen in Salzwedel zu gelten habe, das im Jahre 1566 beginnt. Das nächstfolgende sei das von St. Petri in Stendal, das im Jahre 1581 angelegt worden sei. So scheint es sich auch zu gehören! Salzwedel und Stendal sind ja seit jeher die beiden größten und wichtigsten Städte der alten Mark gewesen, denen in kultureller, industrieller und künstlerischer Beziehung im Kranze der anderen Städte der Vorrang gebührt. Beide waren einst Mitglied der Hanse; beide sind noch heute mit himmelanstrebenden Domen und Kirchen, mit prachtvollen Toren und Türmen und vielen anderen Zeugen alter, freier Städteherrlichkeit geziert und geschmückt. -

So nimmt es nicht wunder, wenn beide Städte nun auch die ältesten Kirchenbücher der Altmark besitzen wollen. Wollen, so müssen wir freilich betonen; denn in Wirklichkeit ist es nicht so! Es steht vielleicht etwas anmaßend aus, wenn zwei kleine abgelegene Dörflein des Kirchenkreises Beehendorf mit dem seltsamen Namen: „grossen und lüttken Biskow“, den man kaum auf einer Landkarte findet, es plötzlich darauf ankommen lassen, mit den beiden „Großstädten“ in Konkurrenz zu treten und ihnen den Vorrang in dieser Hinsicht strittig machen. Viel-

leicht ist es aber den Groß- und Klein-Bischauern selbst noch gar nicht bekannt, daß sie aller Wahrscheinlichkeit nach das älteste Kirchenbuch der Altmark besitzen 1), dessen Eintragungen - wenn man sie recht wertet - noch ein paar Jahre weiter zurückführen als die ersten Eintragungen von St. Catharinen in Salzwedel.

Dieses älteste Kirchenbuch „beider Biskow“ ist nun aber gleichzeitig - im gewissen Sinne - das modernste Kirchenbuch, das man sich denken kann.

In keiner Zeit sind unsere alten Kirchenbücher ja so viel gebraucht und für unzählige Menschen, die den Nachweis der arischen Abstammung erbringen mußten, so wichtig geworden, wie heutzutage. Auch die private Familienforschung hat dadurch einen starken Auftrieb bekommen. So sind viele Kirchengemeinden in letzter Zeit dazu übergegangen, die vorliegenden chronologischen Eintragungen in den Tauf-, Trau-, Sterbe- und Konfirmationsregistern noch in einer besonderen Weise zu „verkartieren“ und die einzelnen Namen dann, nach Sippen und Familien geordnet, in eine Sonderkartei einzutragen. Fast

1) Pfarrer Pflanz weist in einem Aufsatz in der Heimatbeilage „Lieb' Heimatland“, Jhg. XIII Nr. 2, des „Gardelegener Kreisanzeigers“ darauf hin, daß in einer Bestandsaufnahme aus dem Jahre 1898 als das älteste Kirchenbuch der Provinz Sachsen das von Edersleben (Kirchenkreis Sangerhausen) genannt wird, das 1538 beginnen soll, — in diesem Jahre also genau 400 Jahre zurückreicht. Es scheint aber leider verlorengegangen zu sein, so daß nun das älteste Kirchenbuch unserer Provinz das von St. Blasii in Mühlhausen, das im Jahre 1542 beginnt, sein dürfte.

nach demselben Gesichtspunkt verfuhr nun seinerzeit schon - wie wir gleich sehen werden - der Pfarrer **Albertus Neuß** in Beetzendorf, als er „beider Biskow Buch“ anlegte.

„Anno a Christo nato 1559, 6 octobris“ - so steht es mit zierlichen Buchstaben auf dem Innendeckel vermerkt - „bin ich von dem Edlen, Gestrengen und Ernohesten Levin von der Schulenburgk, weiland Hauptman der alten Mark durch Hermann Priloppen, seligen Kröger zu Dambecke, zu Gyschaw zum Pfarherren angenommen und eingewiesen.“

Bald darauf wird er sich dann daran gemacht haben, seine im anvertrauten Seelen näher kennenzulernen und in den Häusern seiner Gemeinden Eingang zu finden.

Grossen und lüttken Biskow bildete einst, in vorreformatorischer Zeit, eine eigene Parochie. Dann war die Pfarrstelle aufgehoben worden und beide Dörfer zu Cuhveld (Kuhfelde) 2) geschlagen. Der schlechten Wegeverhältnisse und weiten Entfernung wegen nahm man jedoch bald darauf erneut eine Veränderung vor und tauschte „Langenbecke“ (Siedenlangenbeck), das bis dahin vom Beetzendorfer Diakonat mitversorgt worden war, gegen unsere beiden Dörfer mit Kuhfelde aus. Auf diese Weise hatten beide Pfarer nun ihre Filiale näher und werden mit dem Tausch wohl zufrieden gewesen sein. Freilich blieben die beiden Biskauer Gemeinden danach noch fast 300 Jahre lang beim Kirchenkreis Salzwedel, zu dem sie von jeher gehört hat-

2) Kuhfelde gehört mit zu den ältesten Ortschaften der Altmark. Es soll zur Zeit Karls des Großen der Sitz des Bischofs von Verden und später eines Archidiakonus gewesen sein.

ten. Das alte Birschauer Pfarrhaus hat noch lange Zeit danach im Schatten der Kirche gestanden. Die Witwe des Amtsvorgängers von Albertus Neuß, „Ern Joachimi Weisen“, hat wahrscheinlich in diesem Hause mit ihrem stummen Sohne ihren Lebensabend zugebracht. Dann bezogen mehrere Schäfer des Dorfes die Wohnung. Die prächtigen Apfel- und Birnbäume des Pfarrgartens werden in späteren Jahren noch oft erwähnt. - Ern Albertus wohnte also in Beezendorf. Er muß im Jahre 1559, als er „zum Pfarrherrn angenommen und eingewiesen“ wurde, noch sehr jung gewesen sein. Denn vor 30 Jahren kam man in damaliger Zeit wohl kaum ins Amt; und 1611 ist er immer noch in den Gemeinden tätig. Offenbar war also seine erste Pfarrstelle auch seine letzte.

Aber ein halbes Jahrhundert lang hat er in den ihm anvertrauten Dörfern gewirkt. Noch als Achtzigjähriger stand er auf der niedrigen Holzkanzel von Groß Birschau, die er selber im Jahre 1563 hatte bauen lassen. Wieviel tausendmal wird er in Wind und Wetter, bei Sonnenschein und Schneegestöber von Beezendorf nach Birschau und von Birschau nach Beezendorf gewandert oder in der alten Pfarrkutsche gefahren sein.

In seiner 52jährigen Dienstzeit wurde er immer mehr ein rechter Bauernpastor; und je gebeugter sein Rücken und je weißer sein Haar wurde, um so mehr verwuchs er mit den Bauern und wurde ihr aller Vater. Er kannte sie fast alle von Kindesbeinen an. In mehr als einem Hause hatte er Vater, Sohn und Enkelkind über die Taufe gehalten; von mehr als einem Hofe „Urahne, Großmutter, Mutter und Kind“ zur letzten Ruhe auf den kleinen Gottesacker gebracht.

Ern Albertus Neuß war einer von denen, die wohl langsam und bedächtig ans Werk gehen, aber wenn sie einmal etwas angepackt haben, nicht ruhen und rasten, bis sie es auch recht und richtig zuwege gebracht haben.

Das Kirchlein von Groß Bischau muß damals, als der junge Pfarrherr aus Seehausen sein Amt antrat, einen äußerst kümmerlichen und verwahrlosten Eindruck gemacht haben. Der Sturmwind hat eine Menge Pfannenziegel auf dem Turm gelockert und allmählich heruntergeholt. Viele sind dabei auf das Kirchendach aufgeschlagen, das nun überall durchlöchert ist. Seit Jahr und Tag regnet und schneit es nun an allen Ecken und Kanten durch. Der Putz vom „Kloßthurm“ bröckelt immer mehr ab. Die Glocke hat keine Zunge und kann nicht mehr singen und rufen, denn der Klöppel liegt zersprungen am Boden. Die Bänke im Inneren sind an vielen Stellen splittrig und morsch und müssen unbedingt repariert werden. Kanzel und Taufstein sind immer noch nicht angeschafft, und auch ein rechter Abendmahlsfeldch fehlt immer noch. -

Freilich, was in Jahrzehnten vernachlässigt und versäumt wurde, kann nicht über Nacht wiedergutmacht werden. Dazu bedarf es sicher mancher Jahre, vielleicht mancher Jahrzehnte. Wenn man die Kirchenkassenrechnungen der Jahre 1559-1611 durchblättert, die lückenlos vorhanden sind und durch ein paar Aufrechnungen von fremder Hand ergänzt, später mit in das Bischauer Kirchenbuch eingeleitet wurden, so kann man in erquickender Weise sehen, wie nun langsam die alten Erbhöfe ihre Eigenbrötelei aufgeben, zu echter Dorf-

gemeinschaft zusammenwachsen und auf lange Sicht hin eine kirchliche Aufbauarbeit unter Leitung ihres Bauernpastors beginnen, daß es nur so eine Freude ist.

Durch sorgfältige Verwaltung des Kirchenvermögens gelingt es Ern Albertus immer wieder, das nötige Geld flüssig zu machen. Pünktlich am Bartholomäustag wird Jahr für Jahr Kirchrechnung gehalten. Alle Männer von „grossen und lüttken Biskow“ versammeln sich am Abend mit dem Pfarrer und den Kirchvätern bald auf diesem, bald auf jenem Hofe in der größten Stube. Wer Wachs und Flachs³⁾ für Amtshandlungen abzuliefern hat, bringt es an diesem Abend mit.

Wer dem Gotteskasten Opfergeld schuldet, oder wer „Zinß“ zu zahlen hat für geliehenes Kapital,

oder für „die hillige wische“,

oder für „das graß auf'm Kirchhoff“,

oder für „holtz vom pfarrhaus“,

oder für „wein und oblaten“ usw.,

der muß nun seine Schillinge oder Taler in barer Münze auf dem Tisch aufzählen, während Ern Albertus mit flinkem Gänsekiel seine kleinen, sauberen Zahlen in das pergamentene Kirchenbuch einträgt, dann einen dicken Strich zieht und sein „Summa summarum“ daruntersetzt.

3) Jedenfalls war dies bis zum Jahre 1590 in beiden Gemeinden üblich. Von da ab zahlte man für das „Schock“ Flachs 2 Schilling an die Kirchenkasse. Das Wachs wurde z. T. gemeinsam wieder verkauft, z. B. wurden daraus Altarkerzen und für die Beleuchtung der Kirche sonst noch nötige Lichte im Dorfe selber gegossen.

Ist viel eingekommen, so kann auch viel wieder ausgegeben werden. Ist wenig eingekommen, - nun, so muß man zunächst das Allernotwendigste in Ordnung bringen und alles andere noch ein wenig aufschieben.

Es vergeht aber kaum ein Jahr, ohne daß man größere oder kleinere Reparaturen an und in der Kirche vornimmt und allerlei notwendige Gebrauchsgegenstände - vom Kelch und von der Weinkanne auf dem Altar bis zum Leuchter und Stundenglas auf der Kanzel und zum Schlüssel und Schloß vor der „hlligen Kiste“ - anschafft.

Hin und her fahren die schweren Ackerwagen und holen „Dach- und Röhre Steine“, „Kalk und Eichenbrett“ heran. Der Maurermeister Claus Papken aus Salzwedel kommt mit seinen Gesellen; desgleichen der Schmied aus Langenbeck und der alte Tischler. Und dann wird gemauert und gepflastert, gehämmert und gehobelt, genagelt und geputzt, gepinselt und gestrichelt. Der „Klochturm“ wird instandgesetzt; eine „Wellerwand“ und „ein Torweg mit Flügeln“ auf dem Kirchhofe gebaut, ein „Leichhaus“ errichtet, der Kirchsteig neu gepflastert, die Bänke im Innern neu gesetzt, eine „Taufe von Jochen Schultze von Salzwedel auf dem Perver für 3 Gulden alles in allem“ gemacht, der „Predigtstuhl“ (d. h. die Kanzel) neu angefertigt, das Kirchendach neu gedeckt und in regelmäßigen Abständen die Kirche „aufs neue bestigen“ 4).

4) Was dieser Ausdruck „bestigen“, der immer wiederkehrt, genau bedeutet, ist mir nicht klar. Dem Zusammenhang nach handelt es sich aber offenbar jedesmal um eine gründliche Renovierung am Turm.

Und wenn dann wieder einmal ein neues Werk „zustand und =wege“ gebracht worden ist, dann wird für alle, die daran beteiligt waren, ein Tönnchen Bier bereitgestellt und jeder empfängt seinen Lohn und sein besonderes „Trankgeld“, bisweilen wohl auch Weißbrot und Zuckerkringel, - wie es der Sitte entspricht und wie es sich auch gebührt 5). - - -

Ern Albertus Neuß hat sich aber auch noch in anderer Hinsicht als ein Mann des Weitblicks und der gewissenhaften Ordnung erwiesen. Er hat nicht nur Jahr für Jahr auf St. Bartholomäi Kirchfassenrechnung gehalten und in seinem alten Büchlein seine fixen, kleinen Zahlen wie ein sorgfältiger und umsichtiger alter Kaufmann, der einen reichen Besitz für seine Kinder und Kindeskinde zu verwalten hat, addiert und subtrahiert und dividiert, - er hat in dasselbe alte Büchlein auch

5) Eine seltsame Ausgabe, die alle paar Jahre in den Kirchenrechnungen wiederkehrt, sei noch besonders erwähnt; es handelt sich um Kosten für Weißbrot, Bier und Kringel, wenn am Palmsonntag in der Kirche „die leicher“ gemacht werden.

Es heißt dort etwa:

Anno 1576: 4 Schilling vor weißbrot die palmarum.

Anno 1577: 15 Schilling vor $\frac{1}{2}$ tonne bier die palmarum, wie die „leicher“ gemachet.

Anno 1579: 4 Schilling vor Kringeln auff palmarum.

Anno 1581: 4 Schilling vor Kringeln, wie die „leicher“ in der Kirchen gemachet auff palmarum.

Anno 1608: 6 Schilling vor Kringeln, wie sie die „leicher“ in der Kirchen gemachet.

Was mag mit diesem merkwürdigen Terminus gemeint sein? Ob es sich dabei um die Zurüstung und Aufstellung des holzgeschnitzten Leichnams Christi im Vorraum der Kirche zu Beginn der Karwoche handelte? Mancherlei Anzeichen

von Anfang an alle Amtshandlungen, die er in den Dörfern vollzogen hatte, mit seiner raschen Gelehrtenschrift, die im Laufe all der Jahre und Jahrzehnte immer gleich zierlich und korrekt bleibt, gewissenhaft eingetragen.

Es wurde bereits erwähnt, daß er hierbei - wie mir scheinen will - in ganz modern anmutender Weise vorgegangen ist.

Im allgemeinen trug man damals, wie heute, alles, was im Laufe eines Jahres an Taufen, Trauungen und Beerdigungen vorkam, hintereinander in die einzelnen, dafür bestimmten Register des Kirchenbuches ein. Ern Albertus wählte als Bauernpastor aber eine andere Einteilung.

In Groß-Göschau gab es damals neun alte Erbhöfe, in Klein-Göschau vermutlich drei. Jeder Hof erhält nun in „seinem“

sprechen ja dafür, daß diese Sitte — die etwa mit der heutigen Weihnachtskrippe synonym ist — auch in unserer Gegend verbreitet war. In der Sakristei des alten Diesdorfer Nonnenklosters und in der Kirche von Wienhausen befindet sich z. B. noch heutigentags ein sargähnlicher Kasten, der den hölzernen Körper des Herrn in sich birgt. (Pfr. Pflanz, Kloster-Neuendorf, hat über diese uralte Karfreitags- und Ostersitte in der Sonderbeilage des Altmärk. Sonntagsblattes Nr. 16/1938 ausführlich berichtet.) — Oder ob es sich vielmehr um die gemeinsame Herstellung von Kerzen und Lichtern am Sonntag Palmarum, vor allem der großen Osterkerze, handelte, die sicher für mehrere Jahre reichte, wobei aus der Kirchenkasse Zuckerkringel oder Süßbrot und Bier spendiert wurden? Die letztere Erklärung scheint mir plausibler; allerdings heißt es — wenn von Kerzen und Lichtern in den Aufstellungen die Rede ist — sonst stets „l ü c h e r“ oder „l ü c h t e r“ — z. B.

Anno 1571: 8 Schilling vor 1 lücher in der Kirchen.

Anno 1577: 4 Schilling vor den lüchter aufm predigtstuhl.

Kirchenbuch vier bis sechs freie Blätter. Zunächst wird auf der ersten leeren Seite jedesmal der Name des derzeitigen Besitzers und „seines Gemahels“ vermerkt 6). Nachdem dies geschehen ist, zieht Ern Albertus über die ganze Seite von oben nach unten ein paar dicke Striche, und in die so entstandenen einzelnen Spalten trägt er nun in 52 langen Amtsjahren all das ein, was „im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes“ an freudvollen und leidvollen Dingen auf den einzelnen Höfen zu seiner Zeit und unter seinen Augen geschah.

Auf diese Weise ist für jeden Erbhof eine sehr interessante, sich teilweise über drei oder vier Generationen erstreckende Sippen-tafel entstanden, die in ihrer ganzen Anlage und in ihrem Alter, wie in der Gründlichkeit und Vollständigkeit, mit der sie über ein halbes Jahrhundert lang durchgeführt worden ist, vermutlich auch über die Grenzen unserer altmärkischen Heimat hinaus einzig dastehen wird.

6) Die Namen der Groß-Gischauer Besitzer lauteten bei der Einführung des Kirchenbuchs:

Thomas Crause und Agneta Stampel
 Asmus Ebel und Anna Willeken
 Jochim Kersten und Katharina Strickewisch
 Jochim Neuß und Margreta Köppen
 Hans Hardeman und Anna X
 Jochim Drevenstedt und Anna Rybawen
 Hinrich Schulze und Ilse Gerckens
 Dionys Schulze und Alheit Müller
 Hans Willeke und Carllia (?) Stampel

In Klein-Gischau waren folgende 3 Besitzer:

Caspar Schulte und Gertrude Vißberg
 Claws Mertens und Elisabeth Faurman
 Henning Faurman und Anna Mertens.

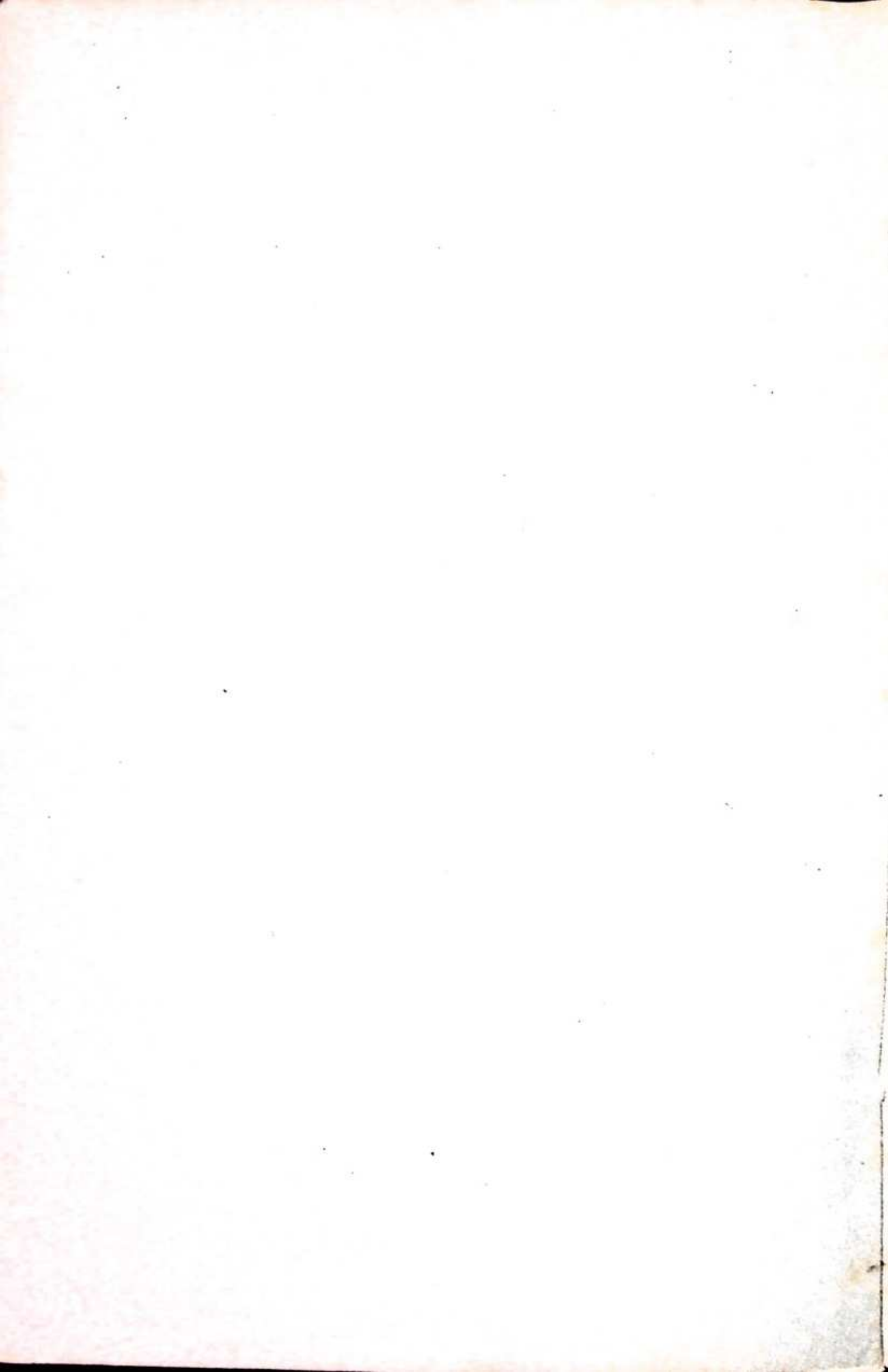
Und da Ern Albertus in vielen Fällen auch das, was vor seiner Zeit in den beiden Gemeinden geschah, in seinem pergamentenen Büchlein vermerkt hat - hin und wieder zum Beispiel die Namen von fünf bis sechs bereits von seinem Vorgänger Joachim Weise getauften Kindern mit aufführt -, so kommen wir auf diese Weise noch über das Jahr 1556 hinaus, in dem das bisher älteste Kirchenbuch der Altmark, das von St. Catharinen in Salzwedel, bekanntlich angelegt worden ist.

Bis zum Jahre 1611 reichen die Eintragungen von seiner Hand 7). Dann brechen sie plötzlich ab und es entsteht eine große Lücke. Weder aus unserem noch aus dem alten Beekendorfer Kirchenbuche ist zu ersehen, ob der hochbetagte Albertus Neuß damals das Zeitliche gesegnet hat. Im Februar 1612 bricht in Beekendorf (und später auch in einigen Filialen) eine verheerende Pestseuche aus und rafft in kurzer Frist viele Menschen dahin. Vielleicht wurde damals auch der treue alte Hirte von seiner Gischauer Herde für immer getrennt und in den großen, graußigen Totentanz mit hineingerissen. - -

7) Nur anmerkungsweise sei erwähnt, welcher großer Wert für die heimatliche Kirchengeschichtsforschung dem Gischauer Kirchenbuch zukommt. Gerade in den ersten Jahrzehnten der nachreformatorischen Zeit, wo vor allem durch die neuen Kirchenordnungen und Visitationen der Grund zu etwas ganz Neuem gelegt wurde, fließen für unsere engere Heimat die Quellen ja nur sehr spärlich. Die kirchenhistorische Ausschöpfung und Verwertung der neuen Quelle muß jedoch einem besonderen Aufsatz vorbehalten bleiben.

Später haben noch viele Hände den Gänsekiel ergriffen und die Eintragungen im Bischauer Kirchenbuch weitergeführt. Leider hat man aber bald das Neußsche Erbhoffschema wieder fallen lassen und statt die Sippentafeln weiter zu vervollständigen, lieber das übliche getrennte Schema übernommen. Da man aber die zwischendurch noch unbenutzt gebliebenen halben und ganzen Blätter nicht leer lassen wollte, so hat man ziemlich unbekümmert die Kindtaufen, Hochzeiten und Beerdigungen da eingetragen, wo gerade noch ein bißchen Platz war. Und so ist es nun gekommen, daß bisweilen auf ein und derselben Seite Eintragungen aus drei Jahrhunderten durcheinanderstehen, womit die Einzigartigkeit unseres alten kleinen Büchleins erneut, wenn auch auf etwas merkwürdige Weise, dokumentiert und unter Beweis gestellt wird.

B



Der altmärkische Bauernhof in Diesdorf

Von Sanitätsrat Dr. Sch u l z e, Diesdorf.

Im Westen der Altmark liegt, eingebettet in einen Kranz von Eichen und Buchen, in lieblicher Hügellandschaft der Marktflecken Diesdorf.

Der Ort wird als die Hauptstadt des Hansjochenwinkels gerühmt, der ja den nordwestlichen Teil des Kreises Salzwedel einnimmt. Die Herleitung des Scherznamens dürfte bekannt sein. Bei einer Truppenschau in Potsdam fragte Königin Luise eine Reihe von Gardemännern nach Namen und Heimat und erhielt zur Antwort:

„Hans-Jochen Meier aus Markau“,

„Hans-Jochen Pollehn aus Boneße“,

„Hans-Jochen Keinecke aus Winkelstedt“ usw.

Da lachte die Königin und sagte: „Das ist ja der reine Hansjochenwinkel.“ Auch vor dem Weltkriege stellte diese Gegend einen großen Teil unserer Garde. Ein Beweis, daß sich Frohwüchsigkeit ebenso erhalten hat wie der Hang an alten Sitten und Gebräuchen. Es ist ein zäher, arbeitsamer Menschenschlag, der sich hier auf larger Scholle mit ungeheurem Fleiß und großer Klugheit und Anpassungsfähigkeit durch die Jahrhunderte trotz

aller Drangsal und Stürme, die darüber hinweggefegt sind, behauptet hat. Es wird nun oft die Frage aufgeworfen: Ist die Altmark, ist besonders der Hanzschoenwinkel wendisch, d. h. slawisch, besiedelt? Und da wird gewöhnlich auf die Form des Dorfes, den sogen. Rundling, hingewiesen, von dem ohne Beweis behauptet wird, daß er slawischen Ursprunges sei. Im eigentlichen Wendland, bei Lüchow herum, trifft die slawische Besiedlung sicher zu. Die Form der Häuser aber ist hier wie dort niedersächsisch ohne Unterschied. Die Dorfnamen sind bei uns mit wenigen Ausnahmen alle deutsch.

Die Rundform der Dörfer war im Grenzgebiet von Slawen und Deutschen in den stets unruhigen Zeiten des Mittelalters die zweckbedingte Verteidigungsform, wie bei den alten Germanen die Wagenburg, in welcher die Familie und die Habe geborgen wurden. Das Dorf hatte nur einen Eingang, der zugleich Ausgang war. Nun lagen die Höfe keilförmig um den runden Dorfplatz herum. Der enge einzige Zugang konnte leicht verriegelt werden, und an der Peripherie lag hinter dem Hagen stets ein Graben und ein Wall, der mit Schwarzdorn, Brombeeren und anderem Gestrüpp dicht bewachsen und leicht zu verteidigen war. Wer erinnert sich nicht der Erzählung von Hermann Löns im „Wehrwolf“, wo auch die Bienen noch den Feind abwehren helfen mußten?

Ich bin mit Dr. Lauburg in Fetzte der Meinung, daß - aus den Dorfnamen zu schließen - die Altmark ursprünglich deutsch besiedelt war, daß sich aber ein Wendeneinschlag allmählich hineingesiedelt hat, und zwar auf Böden, die von den Sachsen

nicht für anbauwürdig gehalten waren und deshalb unbenutzt lagen. Ich weiß von dem jetzt blühenden Dorf Küstorf im Kreise Bishorn, daß es ursprünglich ein reines Wendendorf war und „Kuzerosdorpe“ hieß, d. h. Ziegendorf. Die Wenden sollen anfangs nur Ziegen gehalten haben, doch wohl, weil sie nicht genug Futter für Kühe hatten. Aber nun genug über die Herkunft unserer Väter. Sachsen und Wenden scheinen sich gut miteinander vertragen zu haben, und der kleine wendische Einschlag ist gewiß nicht zum Schaden gewesen. Die Wenden sind jedenfalls auch ein arisches, zähes, arbeitames Volk gewesen, das besonders treu an Väterart und Väterglauben hing. Anscheinend haben sie sich auch später als die Sachsen zu Christen machen lassen, wie aus verschiedenen klösterlichen Urkunden hervorgeht. Noch ein Erlaß des Bischofs von Halberstadt aus dem Jahre 1235 an das hernach eingegangene Kloster Hamersleben verfügt, daß diejenigen Bauern in Waddekath und drei anderen Dörfern, die noch Heiden wären, durch christliche Bauern ersetzt werden sollten.

Wir sehen also, mit welcher Zähigkeit die Bewohner an Väterart und -glauben hingen. Nimmt man dazu, daß manche Bauernstippen in diesem Winkel ihren Stammbaum bis ins 14. Jahrhundert zurückführen können, so ergibt sich die Tatsache, daß diese Geschlechter als direkte Nachfahren der trostigen Bauern aus dem 13. Jahrhundert anzusprechen sind.

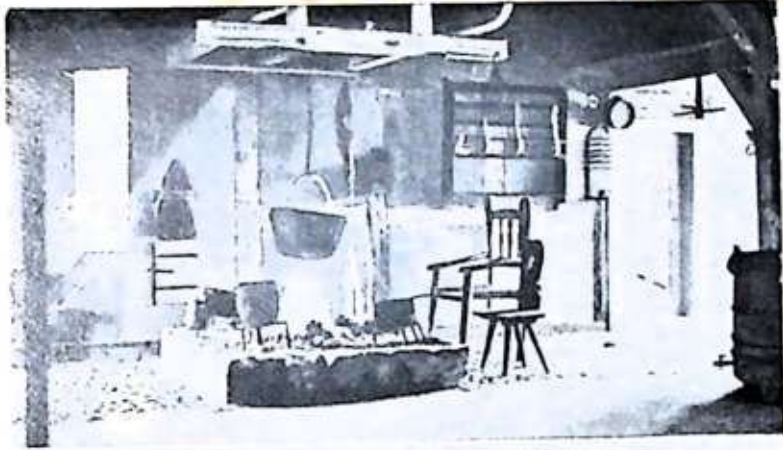
Daher hat sich auch die Liebe zu alter Väterart und -sitte hier so lange erhalten. Noch vor 40 Jahren waren ganze Dörfer als Rundlinge mit den schönen Niedersachsen-Häusern und den

anderen dazu passenden, gleichfalls strohgedeckten Nebengebäuden vorhanden.

Waddekath, Winkelstedt, Holzhausen, Wiersdorf waren noch geschlossene Rundlinge mit ein- und demselben Ein- und Ausgang. Zwei von diesen Dörfern wurden vom Blitzfeuer verzehrt und neu aufgebaut, die beiden anderen allmählich abgerissen und mit modernen Gebäuden versehen. Rasend schnell haben auch in all unseren anderen Dörfern bald die letzten Zeugen der niedersächsischen Bauart modernen Wohnhäusern und Wirtschaftsgebäuden weichen müssen.

Mit Trauer sahen Heimatfreunde dies Dahinschwinden und sann, auf welche Weise wenigstens etwas von all dem Schönen und Traulichen der altmärkischen Bauweise erhalten werden könnte. Nun hatten sich schon im Jahre 1910 unter dem Namen „Wohlfahrtsverein“ 25 heimattreue Männer zusammengefunden, die zunächst zur Erfrüchtigung der Jugend im Jahre 1911 eine Badeanstalt in Diesdorf erstellten.

Nachdem diese Badeanstalt errichtet war und nicht allein für Diesdorf, sondern für die weite Umgebung eine Stätte der Erholung und Erfrüchtigung wurde, beschloß der Wohlfahrtsverein noch im Jahre 1911, zur Erhaltung von Brauchtum und Sitte ein Bauernmuseum zu erstellen, d. h. einen Bauernhof, wie er etwa vor 200 Jahren errichtet wurde, bestehend aus Torfahrt („Dörgebäu“), altmärkischem Langdielenhaus („Burhus“), Speicher („Spieker“) und Backhaus („Backhus“).



Altmärkischer Bauernhof in Diesdorf
(Heimatmuseum)

Weil es gerade zu haben war, fingen wir im Jahre 1912 mit dem Backhaus an, das bis auf den letzten Holznagel genau so wieder errichtet wurde, wie es in Dankensen gestanden hatte. Im Jahre darauf wurde ein Speicher in Winkelstedt erworben und wieder aufgebaut.

Schon seit 1911 hatten wir für das „Burchus“ gesammelt und Spenden erhalten von Einzelpersonen, Kreis- und Provinzialverwaltungen, Sparkassen und Wirtschaftsgenossenschaften. Das Langdielenhaus war in Winkelstedt angekauft und sollte im Spätsommer 1914 errichtet werden. Da brach der Weltkrieg aus, die 2800 Mark, die wir für den Hausbau gesammelt hatten, gingen durch die Inflation verloren, und wir konnten erst im Jahre 1927 die Arbeit für den Bauernhof fortsetzen. Es wurde ein anderes Haus aus Winkelstedt erworben und als „Rauchhaus“ wieder aufgebaut. Damit war unser altmärkischer Bauernhof, wie wir ihn bereits im Jahre 1911 geplant hatten, endlich fertig geworden. Nun liegt er in hügeliger Landschaft versteckt zwischen Birken und Kiefern.

Alle drei Gebäude sind mit Stroh gedeckt und wahren in reinsten Form die niedersächsische Bauweise. Sinn und Zweck dieses Heimatmuseums soll es nun nicht sein, dem Gewesenen dienende und dem Leben abgewandte Einrichtungen und Altertümer zu sammeln, sondern das wieder zur Geltung zu bringen, was der Erhaltung und Erinnerung wert ist. Es soll die Kenntnis und die Liebe zur Heimat geweckt und damit bezweckt werden, daß die Geschichte der Heimat von der Gegenwart verstanden wird. In unserem altmärkischen Bauernhaus findet

man fast alles, was über Sitten und Gebräuche unserer Ahnen Aufschluß gibt. Die unteren Räume sind so eingerichtet, wie sie im Leben unserer Vorfahren wirklich benutzt wurden. Die großen Boden- und Dachräume wurden zur Aufbewahrung von Vorräten für Haus, Hof und Herd benutzt und dienen jetzt zur Ausstellung von Sammlungen geschichtlicher und frühgeschichtlicher Funde, Trachten und Geräten, Kleintieren und Vögeln der Heimat, natürlich fehlen hier und da noch allerlei Sachen, die erst nach und nach beschafft werden können. Aber der Grundstock ist doch vorhanden.

Die fortschreitende Entwicklung verdrängt die alte Bauweise immer mehr, und es wird eine Zeit kommen, in der die alten Häuser gänzlich aus der Landschaft verschwunden sind. Möge unser altmärkischer Bauernhof dann oft das Ziel derer sein, die in Ehrfurcht in allen dort zu findenden Dingen die Arbeit und das Leben ihrer Vorfahren erkennen, und möge es weiter durch die Jahrhunderte künden von den uralten Quellen und heiligen Kräften unseres Volkes!

Unter „Rauchhaus“ versteht man ein Haus ohne Schornstein, das die Feuerstelle, den Herd, noch auf der Diele hat. Der Herd bildet den Mittelpunkt des Hauses und der Familie. Hier spielt sich das ganze häusliche Leben und das Hausgewerk ab. Hier wurden die Verabredungen bei Verlobung, Hochzeit, Hofübergabe, beim Mieten und Kündigen der Dienstboten getroffen. Der Kesselhaken aber bildete die Besturkunde am Hause, und bei Feuergefahr versuchte der Bauer zuerst den Kesselhaken in Sicherheit zu bringen. Am Herd war die Wirkungsstätte der

Bäuerin. Hier sorgte sie für die Familie, zu der jeder Hausgenosse gehörte; von hier aus überwachte sie die Pflege der Rinder und Pferde, die alle mit dem Kopf der Diele zugewandt und so bequem zu überwachen waren. Auf der Diele spielte sich fast das ganze häusliche Leben und Werken ab.

Der große Kessel diente vor allem zur Bereitung der warmen Speisen. Durch Familienüberlieferung weiß ich, daß meine Urgroßmutter, die um 1775 als Bauersfrau im altmärkischen Bauernhaus wirtschaftete, nach damaliger Sitte für den Tisch des Hauses in folgender Weise sorgte: Die Nahrung bestand fast nur aus dem, was die eigene Scholle hergab. Von Getreide: Roggen- und Weizenmehl, Weizengries, bisweilen auch Gerstenmehl, Gerstengraupen, Hafergrütze, Buchgrütze und Hülsenfrüchten. Das tägliche Brot war das Schwarzbrot aus Roggenmehl, hin und wieder mit Hefe angemachter Kubel aus Roggen- und Weizenmehl. Wenn der Roggen knapp war, wurde auch Gerstenmehl zum Brotbacken genommen. Butter- und Topfkuchen, „Köst“ genannt, wurden nur zu den kirchlichen Festen und zu den Familienfeiern gebacken. Die Gerste wurde in Form der großen Graupen als Brei und als Milchsuppe gegessen. Viel benutzt wurde die Hafergrütze in Form von Schleim, Milchsuppe und Brei. Der Brei wurde schmackhaft gemacht durch Mitkochen von getrockneten Pfaumen, die Hülsenfrüchte wurden suppig oder dick gekocht mit Pökel- oder Rauchfleisch. Buchweizen wurde als Milchsuppe und dicke Grütze gegessen, Buchweizenmehl zum „Buffkauen“ gebraucht. Die Hauptnahrung aber bildeten die Garten- und Feldgemüse: im

Sommer vorzüglich grüner Salat, Erbsen, Möhren, grüne Bohnen und große Bohnen, im Herbst und Winter vor allem Kohlrüben, Weiß-, Rot-, Braunkohl und Möhren.

Und nun kommt das, was mir am meisten aufgefallen ist: die Einfachheit und Genügsamkeit unserer Voreltern. In der kühlen Jahreszeit kochte die Bäuerin am Sonntagvormittag im großen Kessel für die ganze Woche. Dasselbe Gericht wurde jeden Mittag, vielfach auch noch morgens und abends, auf den Tisch gebracht, also diese Woche Kohlrüben, die nächste Weißkohl, die dritte Möhren mit Pökelfleisch, das Fleisch aber in so knappen Mengen, daß man es mit der gleichfalls zum Salzen benutzten Lake eben herauschmecken konnte. Natürlich kamen auch Würzkräuter wie Sellerie, Lauch und Zwiebel in den Kessel, sogar um 1775 schon Kartoffeln, aber auf einem Bauernhof erntete man zu des großen Frühen Zeit, der ja die Kartoffel erst zwangsweise einführte, nur ein Faß voll Kartoffeln und verwendete sie, wie die Zwiebel, nur zum Anbröcken ans Gemüse. Es war also das, was wir heute Zusammengekochtes, „Tausammkokels“, oder ganz modern „Eintopfgericht“ nennen. Wenn der Kessel gar war, füllte die Bäuerin den Inhalt in große Steinkruken, so daß es immer zu einer Mahlzeit für die ganze Familie reichte. Die Kruken wurden in die Speisekammer gestellt und der Inhalt jeweils in einem kupfernen Gefäß, das drei Füße und einen Stiel zum Anfassen hat, dem Grapen, zu jeder Mahlzeit am Herdfeuer warm gemacht und kam in einer großen braunen Schüssel, aus der alle mit dem Holzlöffel aßen, auf den Tisch.

Das Getreide war knapp und reichte oft kaum zum Sattwerden. Dann mußte das grobe Gemüse, vor allem Kohl und Wurzelgemüse, den größten Hunger stillen. Nur Sonntags und an Festtagen gab es mehr Fleisch, meistens gekocht, selten gebraten. Aber die Bäuerin wußte auch von den Früchten aus Garten und Feld allerlei schmackhafte Gerichte zu bereiten. Obst war immer reichlich vorhanden und wurde von den Kindern - wie auch heutzutage noch - am liebsten frisch vom Baum weg gegessen. Für den Winterbedarf wurden Pflaumen und Birnen in großen Mengen im Backofen gedörret und in Fässern und Truhen auf dem Hausboden aufbewahrt, zu dem die Kinder freien Zutritt hatten. Beim Backen bekamen sie „Apfeltrüfen“, in Kubelteig gebackene Apfel, ein Leckerbissen, der gesünder erhielt als Eis und Schokolade. Auch der „Gässelkauen“, Fladen aus Brotteig, warm vom Backofen weg gegessen, war für das ganze Haus ein Leckerbissen.

Ein köstliches Gericht - gewöhnlich als Abendbrot gegessen - ist der „Buffkauen“ oder „Grütmehlskauen“ aus Buchweizenmehl, ähnlich wie der Eierkuchen in Speck gebacken. Dazu wurde süße oder saure Milch gegessen. Die saure Milch spielte immer eine große Rolle auf dem Bauertisch. Selbstverständlich gab es auch - je nach der Jahreszeit - allerlei Leckerbissen an Sonn- und Festtagen, besonders im Herbst Enten- und Gänsebraten und vielerlei Zubereitungen vom Einschlagen der Schweine, Schafe und eines Kindes, das zu diesem Zwecke im Winter gemästet und meistens im Februar geschlachtet wurde.

Der richtige Altmärker nimmt eine „Hochzeit“ nicht für voll,

wenn es zum Frühstück keinen Tiegelbraten („Dägelbrod“) gibt. Der Tiegel, in dem dieses Gericht am offenen Feuer heiß gemacht wird, hat eine uralte Form. Das Gericht mitsamt der dazugehörigen Kopfwurst mündet dem Altmärker nur, wenn es in dem „Dägel“ brodelnd aufgetragen wird und wenn es einen guten Kornschluck dazu gibt. Als Getränk diente natürlich vor allem das frisch aus dem Brunnen gezogene Wasser, das immer auf der Wasserbank am Herd bereitstand. An der Wand hing daneben „die Woaterkell“, die zum Trinken benutzt wurde. Süße und saure Milch kam in irgendeiner Form jeden Tag auf den Tisch. Daneben dienten zum Durststillen dünne Suppen von Kohlrüben, Kohl, Sauerkohl und gebackenem Obst. Immer wurde die Suppe seimig gemacht durch Anquirlen von Mehl. Die Bauersfrau hatte auch schon seit uralten Zeiten Kenntnis von der Bierbereitung. Auf dem Herdbilde steht man rechts ein kegelförmiges Faß mit einem Bierhahn, unter dem Hahn stand ein Krug. Das Faß wurde mit Wasser gefüllt und zum Vergären buk die Bäuerin Brotkruuste, die zerstückelt nebst „Broatschen und Plumen“, Hopfen und Hefe hineingetan wurden. Im Winter stand das „Stannen“ genannte Gefäß in der „Döng“, im Sommer auf der Diele, und der „Koffent“, ein ganz dünnes obergäriges Bier, wurde niemals alle. Besonders wurde das Getränk bei der Ernte in dem sog. „Lechel“ mit aufs Feld genommen.

Natürlich ist meine familientkundliche Aufzählung über die alte Ernährungsweise nicht erschöpfend, aber soviel steht fest, daß die Bäuerin mit sicherem Gefühl die Zusammensetzung der

einfachen täglichen Nahrung wählte, ohne sich mit Kalorien abzuquälen. Mangelkrankheiten konnten bei dieser schollen- gebundenen Kost nicht auftreten, zumal die Kinder Obst und Gemüse zu jeder Jahreszeit auch roh aßen. Zahnkrankheiten, wie sie heute infolge der verfeinerten Kost in erschreckendem Maße auch auf dem Lande auftreten, waren selten.

Daß die alte bäuerliche Lebensweise in unserem Klima die richtige war, beweist die unverwüßliche Lebenskraft der schollenverbundenen Menschen, denen leider in unserer Zeit eines droht: das ist die Verstädterung.

Es war das Ziel bei der Errichtung des Bauernmuseums, unseren bäuerlichen Nachwuchs stolz zu machen auf die Ahnen und stolz auf ihre Sprache, Sitten und Gebräuche. Kein Volk kann bestehen, dessen Bauertum vergeht.

Der Führer sagt in seinem Kampf: „Deutschland wird ein Bauernreich sein, oder es wird nicht sein!“

Die Entwicklung der heimischen Industrie

Die Produktionssteigerung bei den heimatlichen Industrien des
Kreises Gardelegen in den Jahren nationalsozialistischer
Wirtschaftsführung.

Dr. K. Piehler.

Die Durchführung gewaltiger Bauarbeiten auf allen Gebieten und die Ausführung des 2. Vierjahresplanes stellen unserem Volke größte Aufgaben auf Jahre hinaus. Der Kreis Gardelegen nimmt seiner Eigenart entsprechend an diesem wirtschaftlichen Aufbauwerk regsten Anteil. Bei den wenigen vorhandenen Industrien spiegelt sich im Kleinen das wider, was man überall im Reiche feststellen muß: eine ungeheuere Produktionssteigerung, die z. T. noch größer sein könnte, wenn nicht ein Mangel an geeigneten Arbeitskräften dem bereits entgegenstände.

Zur Sicherstellung des Rohstoffes der deutschen Leinen-
Spinnereien wurde die deutsche Flachsanbaufläche von 4 889 ha
1933 auf 56 874 ha 1937 vergrößert und damit der Ernte-
ertrag von 15 574 t auf 169 751 t gesteigert. Im Rahmen dieser
Förderung des Flachsanbaues wurde im Kreise Gardelegen am
11. 6. 1935 im Auftrage der Landesbauernschaft Sachsen-An-
halt die Flachsverwertungs- und Trocknungs-
genossenschaft Döhren gegründet. Gebäude und Ma-

Spinnereien waren anfangs auf eine Verarbeitung von 20000 dz Rohflachs mit Samen eingestellt, wurden im Jahre 1936 jedoch so erweitert, daß eine Verarbeitungsmöglichkeit von 45000 dz vorhanden ist. 400 Morgen Wiesenfläche in Neudorf-Platendorf (Kreis Gifhorn) wurden als Tauröste angegliedert. Die Anbaufläche beträgt 1200 ha, woran der Kreis Gardelegen mit 110 ha beteiligt ist. Der Kreis Gardelegen liefert 4400 dz Flachsstroh mit Samen, woraus 310 dz Schwingflachs und 310 dz Flachswerg gewonnen werden. Außer einer Spinnerei in Wolfenbüttel werden von Döhren aus schlesische und westfälische Spinnereien beliefert.

Die Holz- und Kunstfaserindustrie stellte in den letzten Jahren im Rahmen des 2. Vierjahresplanes erhöhte Anforderungen an den deutschen Wald. Die von den Forstämtern des Kreises Gardelegen zur Verfügung gestellten Zahlen bestätigen dies im vollen Umfange. Bei dem Forstamt Jävenitz betrug der jährliche normale Einschlag an Kiefernholz 18300 fm. In den Jahren 1935 bis 1937 stieg er auf durchschnittlich 30500 fm jährlich, was einer mengenmäßigen Steigerung von etwa 165% entspricht. Das Holz wurde stammweise und nicht flächenweise in Kahlschlag genommen, was jetzt jedoch ein Ende erreicht hat, da eine derartige Überbeanspruchung nur kurze Zeit bei der Eigenart des Waldes möglich ist. Durch Verbesserung von Geräten und Arbeitsmethoden wurde diese Mehrleistung mit gleichbleibender Zahl von Arbeitskräften erreicht.

Für das Forstamt Lehlungen stellen sich die Zahlen wie folgt:

Normaler jährl. Einschlag an Eichen	1 600 fm
an anderem Laubholz	1 250 fm
an Nadelholz	13 550 fm
Gesamteinschlag	16 400 fm

In den Jahren 1933 bis 1937 stieg der Gesamteinschlag nun beträchtlich:

1933	auf	24 317 fm
1934	„	42 672 fm
1935	„	38 154 fm
1936	„	19 601 fm
1937	„	21 404 fm

Der Anteil des Kreises Gardelegen beim Forstamt Plante n beträgt 3000 fm jährlicher Einschlag an Holz aller Sorten.

Wertvoll ist, daß die Spargel- und Gemüse-Ab-fahrgenossenschaft Gardelegen im Jahre 1933 zur Herstellung von Süßmost überging und dadurch viel Obst, das vorher vielfach als Fallobst umkam, nützlich verwendet.

	Gesamtanlieferung von Obst und Gemüse (einschl. Spargel)	Süßmost
1933	12 214 Ztr.	36 680 l
1934	14 925 Ztr.	42 994 l
1935	39 072 Ztr.	118 810 l
1936	33 424 Ztr.	52 092 l
1937	42 497 Ztr.	177 607 l

In der 1898 gegründeten Weinkellerei Klöbe werden jetzt alljährlich 25 000 Ztr. Apfel (sorgfältig sortiertes Fallobst) zu 700 000 l Apfelsaft verarbeitet. Dazu kommt noch eine Jahresproduktion von 400 000 l Beerenwein, 200 000 l

Apfelwein und 100000 l Traubensaft, so daß eine jährliche Gesamtproduktion von 1400000 l vorhanden ist. Außerdem verfügt die Weinkellerei auch sonst noch über ein gutes Lager bester deutscher Weine.

Im Juli dieses Jahres ist der Weinkellerei die im Jahre 1900 gegründete Konservenfabrik Klöbe-Lindstedt angegliedert worden, um durch Verschmelzung der beiden Genossenschaften den Obst- und Gemüseanbauern der Altmark eine gesicherte Absatzquelle für ihre Erzeugnisse zu sichern. Die Jahresproduktion der Konservenfabrik ist mit 1300000 kg eine recht beachtliche. Zur Verarbeitung gelangen jährlich ungefähr 7000 Ztr. Spargel, 10000 Ztr. Bohnen, 6000 Ztr. anderes Gemüse und 15000 Ztr. Erbsen.

Die Stärkefabrik e. G. m. b. H., Gardelegen, erzeugte im Winterhalbjahr 1937-38 155000 Ztr. Stärkemehl gegenüber 80000 Ztr. in den Vorjahren. Die Kartoffelanlieferungen dazu erfolgten aus der Altmark. Gelfiefert wurde an eine Zentrale in Berlin, von wo dann die Verteilung in den letzten Jahren vorwiegend im Bäckereigewerbe erfolgte.

Hand in Hand mit dem wirtschaftlichen Aufschwung auf allen Gebieten stiegen auch die Produktionsziffern in der Genussmittelindustrie wieder an. Der Jahresausstoß der Brauerei Gebr. Haase hauptsächlich an Lager- und Malzbieren betrug:

1929/30	5183 t
1931/32	4020 t
1933/34	4822 t
1837/38	5013 t

Im Jahre 1937 wurde die Brauerei durch Errichtung eines neuen Sudhauses völlig neuzeitlich ausgebaut. Sie ist von den einstmalig 300 Gardeleger Brauereien die einzige, die erhalten geblieben ist und die sich trotz schwerer Krisenjahre zu ihrer heutigen Höhe emporgearbeitet hat.

Die Umstellung auf heimische Rohstoffe ist von großer Wichtigkeit für die Gardeleger Knopffabrik Karl Koch, Inh. Wilhelm Winkelmann. Die Fabrik stellt jährlich im Durchschnitt 1 076 400 Dtz. Knöpfe und Schnallen her und hat in den letzten Jahren folgenden Rohmaterialverbrauch gehabt:

	Kunsthorn kg	Perlmutter kg
1930	22000	15000
1932	23000	13000
1933	42000	7000
1934	49000	2000
1935	40000	6000
1936	45000	16000
1937	35000	4000

Die Schwankungen im Rohmaterialverbrauch erklären sich einerseits daraus, daß der Auslandsabsatz in diesem Industriezweig sich in den letzten Jahren recht wechselnd gestaltete. Andererseits mußte die Verwendung von Perlmutter, welches als reines Auslandsmaterial sehr devisenraubend ist, weitgehend eingeschränkt werden. Deutsches Kunstharz und Vulkanfaser werden hier als Ersatz herangezogen. Ein großer Teil des Kunsthorns wird in der Fabrik selbst aus Kasein hergestellt. Der Jahresverbrauch beträgt 22000 kg Kasein.

Der Aufbau des Flugplatzes Gardelegen, Bauarbeiten im benachbarten Hillersleben, die Verbesserung des Straßennetzes, der Neubau von Wohnhäusern usw. haben bei den Bauindustrien des Kreises Gardelegen die Produktionsziffern um ein Mehrfaches erhöht.

Die Mitteldeutsche Heimstätte Magdeburg baute allein im Kreise Gardelegen an neuen Wohnungen:

	1933	80
	1934	110
	1935	110
	1936	145
	1937	132
	1938	120
geplant	1939	<u>129</u>
	also insgesamt	826

Über 50 % sind Kleinsiedlungen durch Bereitstellung von Reichsmitteln. Das Baumaterial wurde weitgehendst aus dem Kreise herangeholt.

Stieg im Reiche die Zementherzeugung vom Jahre 1932 bis 1937 um das Sechsfache, so stieg sie bei der „Gardelegener Zement- und Steinwarenindustrie“ (A. Hahn, Kommanditgesellschaft):

von 1932	mit 50 t
auf 1933	105 t
1934	160 t
1935	195 t
1936	207 t
1937	403 t

und wird bei Fortsetzung der bisherigen Produktion

1938	1080 t
	d. h. das 21fache betragen.

Allein an Betonrohren wurden hergestellt:

1932	120 m
1933	370 m
1934	600 m
1935	780 m
1936	1 070 m
1937	7 480 m
1938	30 000 m

(bei Fortsetzung der Produktion der letzten Monate)

Die Belegschaft mußte in dieser Zeit um das 11fache erhöht werden. Die Anschaffung neuer Bagger, eines großen Betonmischers, die Einstellung zweier Lastzüge und weitere Neuerungen mußten vorgenommen werden.

Die Flechtinger Steinbrüche, welche Baustoffe aus Quarzporphyr für Straßen-, Wasser-, Beton- und Eisenbahn-Oberbau liefern, steigerten in dieser Zeit Belegschaftszahl und Erzeugung im Werk Flechtingen um das 4fache und im Werk Eikendorf um das 8fache. Nach Angaben des Werkes würden die Steigerungen einen noch größeren Umfang annehmen, wenn der Mangel an Arbeitskräften nicht wäre.

Die Ziegelei Gebrüder Pessel in Gardelegen hat kürzlich ihren Betrieb zu einem der modernsten ausgebaut und dementsprechend die Erzeugung von Ziegelsteinen in den letzten Jahren stark erhöht. Es wurden hergestellt:

1929	1 000 000	Stck.	Ziegelsteine
1933	1 000 000	"	"
1934	1 000 000	"	"
1935	1 500 000	"	"
1936	2 500 000	"	"
1937	4 500 000	"	"
1938	7 000 000	"	"

(bei Innehaltung der Produktion der letzten Monate)

Bei der Ziegelei von Erich Pessel bietet sich folgendes Bild:

1929	500 000	Stk.	Ziegelsteine
1930	500 000	"	"
1933	750 000	"	"
1936	1 000 000	"	"
1938	1 500 000	"	"

Ähnliche erhebliche Steigerungen lassen sich bei der Ziegelei Gille, Gardelegen, und den Ziegeleien in Solpke und Brückau feststellen.

An der Straße Walbeck-Grasleben haben die „Dörentruper Sand- und Thonwerke“ seit 1925 eine Grube in Betrieb, die der Glas- und keramischen Industrie mit Glasand, Kernsand, Dörsand, Quarzmehl und feuerfesten Ofenbaustoffen wertvollstes Rohmaterial liefert. Am 1. März 1935 ist von den Dörentruper Werken das zweite in Walbeck befindliche Sandwerk, welches der „Burbach Kali“ gehörte, übernommen worden und seit dieser Zeit stieg die Förderung der genannten Sandarten:

von 1935 mit	85 576 t
bis 1936 auf	101 012 t
bis 1937 auf	112 480 t

Die in 400-600 m Tiefe unter dem Sandlager befindlichen Steinsalz- und Kalilagerstätten werden von der Gewerkschaft Braunschweig-Lüneburg im Salzbergwerk Grasleben ausgebeutet. Gleichzeitig befindet sich in Walbeck noch ein Muschelkalkwerk.

Die Kalksandsteinwerke in Mieste konnten im Jahre 1937 mit der Herstellung von 2,3 Millionen Stk. Kalk-

sandsteinen ihre Produktion gegenüber der des Jahres 1932 mit 600 000 Stck. nahezu vervierfachen. Ferner befindet sich in Mieste ein Asbelithwerk, das 1925 gegründet worden ist und 1926 mit 18 Arbeitskräften eine Produktion von 130 000 qm aufwies. In den Krisenjahren von 1929 bis 1933 betrug die jährliche Erzeugung 530 000 qm, um dann bis 1937 auf 700 000 qm zu steigen. Das im Asbelithwerk Mieste hergestellte Material hat sich nicht nur als Ersatzstoff sondern als wertvoller Austauschstoff für Metall seinen Platz erobert und wird in großem Umfange frisch zu Rohren, Dachrinnen und Gefäßen verschiedenster Art geformt. Dementsprechend ist die Zahl der Arbeitskräfte auf 150 gestiegen.

Welch ein Wandel hat sich hier in wenigen Jahren vollzogen! War einst ein Heer von Arbeitslosen vorhanden, so steht dem heute ein Mangel an geeigneten Arbeitskräften gegenüber. Dieser Wandel wurde nur möglich durch den gewaltigen Aufbauwillen, der das neue Deutschland beseelt, ferner dadurch, daß es der nationalsozialistischen Wirtschaftspolitik bereits jetzt weitgehendst gelungen ist, die deutsche Wirtschaft aus internationalen Abhängigkeiten zu lösen und sie zu einer wahren, nationalen Volkswirtschaft auszubauen.



Inhaltsverzeichnis

Pfarrer P. Pflanz, Kloster Neuendorf „Zur Geschichtschreibung der Stadt Gardelegen“	5
Justizpraktikant Artur Klatt, Gardelegen „Das Lehnsaufgebot in Gardelegen im Jahre 1610“	21
Rektor Wilhelm Dietlein, Gardelegen „Christoph August Tiedge“	41
Oberstudiendirektor Dr. Edwin Nitter, Gardelegen „Die Große Stadtschule“	59
Forstmeister von Ilten, Jävenitz „Wald und Jagd in der Lehlinger Heide“	141
Studienrat a. D. Paul Schumacher, Gardelegen „Das Notfeuer“	173
Pfarrer Reichmann, Winterfeld „Das älteste altmärkische Kirchenbuch“	177
Sanitätsrat Dr. Schulze, Diesdorf „Der altmärkische Bauernhof in Diesdorf“	191
Studienassessor Dr. R. Piezker, Gardelegen „Die Entwicklung der heimischen Industrie“	203



Wir möchten an dieser Stelle besonders auf Band 1 vom

Heimatbuch

Beiträge
zur altmärkischen
Heimatkunde

hinweisen, der zum 10jährigen Bestehen des Vereins für Heimatkunde im Kreise Gardelegen herausgegeben wurde.

Das große Interesse, welches der Band 1 in weiten Kreisen gefunden hat, legt es nahe, daß mancher, der zuerst den Band 2 in die Hände bekommt, auch den Band 1 gerne besitzen möchte.

Wir geben nachstehend einen Auszug aus dem Inhalt:

- Dr. E. Ritter: Zum 10jährigen Bestehen des Vereins für Heimatkunde im Kreise Gardelegen e. V.
- P. Schumacher: Zehn Jahre Vorgeschichtsforschung im Kreise Gardelegen
- P. Pflanz: Heimat Gardelegen
- P. Schumacher: Mittelalterliche Keramik in der Töpferabfallgrube auf der Wüstung Gropendorf bei Gardelegen
- Dr. E. Ritter: Einige Beiträge aus der Urkundensammlung unseres Heimatmuseums zur Rechtsgeschichte und Rechtsprache des Mittelalters
- D. Reichmann: Der Schnitzaltar im Hohen Chor von St. Marien zu Gardelegen
- Dr. E. Kästner: Zur Musikgeschichte der Stadt Gardelegen im Zeitalter der Reformation
- U. Klatt: Zur Geschichte der Justizorganisation in Gardelegen
- P. Schumacher: Der „Fißmeier“
- Fr. Franz: Beiträge zur Erforschung alter Gardelegener Familien
- Dr. Rudolph: Heimatmuseum in Weserlingen

Zu beziehen durch jede Buchhandlung u. Verlag Grimm-Sohn

Preise: Kartoniert RM 2.— In Leinen geb. RM 3.—

The University of Michigan

23. June 44

